N IV · 170 Const. 45. Xr.

L. g. Bip.
o
102

Legende der Weisen und Thoren.

Joh. Theoph. Hoeffe

Breslau und Leipzig,

1768.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Dem

witzigsten Kopfe

in Deutschland.

Ihnen bin ich dieses Opfer schuldig. In der That Sie haben es von mir zu fordern, und zwar mit dem größten Rechte. Sie sind ein Mitglied der unsichtbaren Gesellschaft; und in dem Gesichtspunkte betrachtet, verdienen Sie die Ehr-

erbietung, welche man Geistern, die über uns erhaben sind, erzeiget.

Ich überreiche Ihnen daher gegenwärtige Legende, eine Sammlung von dem Witze vieler Jahrhunderte, mit dem stärksten Gefühle der höchsten Achtung und tiefsten Ehrfurcht. Sie sind es, welche am richtigsten von dem Werthe derselben urtheilen können. Ich bin stolz darauf, an Ihnen einen Gönner zu haben, der die Fähigkeit im höchsten Grade besitzt, welche man sonst bey seinen Beschützern blos wünscht. Das

Publikum mag entscheiden, ob jemals ein Mäcen unpartheyischer, und ein Klient uneigennütziger gewesen.

Sollten die Dii minorum gentium in den vornehmsten Städten Deutschlands begierig seyn, ihre Namen dem Ihrigen beyzufügen, so kommt es blos auf Dero geneigte Bewilligung an.

Wenn ich mir eine kleine Gefälligkeit von Ihnen ausbitten dürfte; so wäre es diese, daß F.** G.** einigen Antheil an dieser Zuschrift nehmen möge. Eine Person, die an Geistesgaben mit Ihnen

nahe verwandt ist. Ich würde diesen verehrungswürdigen Namen an Ihre Stelle gesetzt haben, wenn mich nicht Ursachen davon abgehalten, die uns beyden am besten bekannt sind.

Sie näher zu kennen, ist das, was ich vor das größte Glück meines Lebens ansehe; Sie auf immer zu bewundern, ist die angenehmste Pflicht, die mir nur obliegen kann.

S. B.

Vorbericht.

Unser Geist hat gewisse Veränderungen nöthig, ohne welche er seiner Stärke verlustig gehet. Immer wie ein Bogen gespannt seyn, ist für ihn nicht blos unleidliche Marter, es ist noch mehr, eine gänzliche Entkräftung. Sein Trieb der Geschäftigkeit strebt beständig, sich aus diesem beschwerlichen Zustande zu versetzen, und er ist froh, wenn er einen andern Gegenstand umfassen kann. Alsdenn eilt er, als ein Sklave aus seinen Fesseln, ihm ist jede Sache willkommen; aber nur auf

einige Augenblicke. Er fühlt jetzt seine Freyheit, und wählt das, was ihm am zuträglichsten ist.

Jeder hat seine eigne Aussichten, die ihm das meiste Vergnügen verschaffen. Der Gelehrte unterhält sich mit tiefsinnigen Betrachtungen allgemeiner Wahrheiten, oder mit Begebenheiten aus einer andern Welt; und der Mann von Geschäften mit Ausrechnung und Verschaffung seiner Vortheile. Aber es kommt eine Zeit, da beyde nicht immer in dem gewöhnlichen Kreise bleiben können. Sie wünschen sich eine Abwechslung, um wieder neue Kräfte zu sammeln: und diesen Wunsch erfüllt zu sehen, suchen sie eine Beschäftigung vor ihren Geschmack. Hier kommt es blos darauf an, ob sie mehr Körper, oder Geist sind. In dem letztern Falle, werden sie solche Ergötzungen wählen, die ihren Empfindungen einen sanften Thon, und ihren Aussichten Heiterkeit geben.

Die Natur und der gesellschaftliche Umgang biethet ihnen einen reichen Stoff dazu dar; aber nicht jeder befindet sich allemal in dem glücklichen Verhältnisse. Daher ist die Kunst der Natur zu Hülfe geeilet. Sie hat bemerkt, daß Erzählungen und witzige Einfälle eine große Wirkung auf den Geist des Menschen haben. Aus dem Grunde ist sie bemüht gewesen, dieselben sorgfältig zu sammlen, und zum beliebigen Gebrauch aufzubehalten.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, behaupten Erzählungen mit Witz verbunden, einen Werth, der nicht immer in seinem ganzen Umfange eingesehen worden. Was ist wünschenswürdiger, als jene Heiterkeit des Geistes, dadurch wir die schwersten Geschäfte, und die verwickelsten Wahrheiten mit Leichtigkeit entdecken, und den Scharfsinn einsehen? Was ist wohlthätiger, als dasjenige, wodurch wir in diesen Zustand voll Vergnügen versetzt werden? Wie mancher Philosoph würde jene erhabne Wahrheiten nicht so tiefsinnig durch-

dacht, nicht neue entdeckt haben, wenn er seiner Einbildungskraft niemals einige kleine Streifereyen in das Land, wo man den Gratien opfert, erlaubt hätte?

Aber hat man denn immer Sammlungen von solchen scherzhaften Erzählungen gehabt? Freylich. Mehr oder weniger, nachdem die Anzahl der Leser verschieden war. Ich schmeichle mir, daß man mir auf mein Wort glauben wird. Sonst könnte ich eine Menge von dergleichen Sammlungen nennen, deren Aufschriften so gar die Augen ermüden würden. Das wäre zu viel Stolz, wenn man glauben wollte, daß erst unser Jahrhundert den wohlthätigen Einfluß derselben eingesehen habe. Man wußte dieß schon zu den Zeiten des Diogenes, und das heißt, in dem Jahrhunderte Alexander des Großen, daß Einfälle eines witzigen Kopfes nicht blos vor den gehörten, den sie zuerst trafen. Man behielt sie sorgfältig auf, sie waren das Salz der Unterredungen, mancher griechische Witzling machte einen Anspruch

darauf,

darauf, und schmückte sich, so wie jezt unsere artige Puppen, mit diesen fremden Federn, und der Mann von Geschmack brauchte sie ihrer Bestimmung gemäß, er belustigte sich daran.

Wir dürfen eben nicht glauben, daß unsere Zeiten so reich an Sammlungen von der Art sind. Das verfloßne Jahrhundert übertrift sie noch an der Menge. Uns kommt es zu, unsere Vorfahren, an den innern Werth an dem guten Gehalte des Witzes zu übertreffen. Wenigstens sollte uns der Gedanke von den aufgeklärtern Wissenschaften, von dem feinern Geschmacke dazu reizen. Wir sollten uns bestreben, niemals in den seichten und profanen Witz herunter zu sinken; auch nicht durch den geringsten Wink, den Leser von der Bahn des guten Geschmacks, der Tugend und Religion irre zu führen. Eine Sache, die wichtiger ist, als mancher denkt, der Mährchen aufjagt, und Witz ohne Wahl zusammen raft. Niemand ist für die Sitten eines Zeitalters gefährlicher, als

der blendend witzige Kopf ohne Tugend, und das Echo von ihm, welches macht, daß er auch nach seinem Tode die guten Sitten vergiftet.

Dieses kann nicht oft genug wiederholet, nicht eindringend genug vorgestellet werden. Wie mancher ist eine kleine Kopie vom Bayle, ohne die Aufrichtigkeit dieses großen Gelehrten zu besitzen, der die Ursache gestand, warum er seine schlüpfrige Erzählungen in so ernsthafte Untersuchungen eingewebt. Wenn man ihn in seiner tief eindringenden Scharfsinnigkeit nicht erreichen kann, warum will man ihn in seinem ausschweifenden Lustigmachen ähnlich zu kommen suchen? Man würde zu misanthropisch denken, wenn man sich überreden wollte, der Leser vergnügte sich an solchen Erzählungen am liebsten. Freylich, wenn er keine bessere hat. Wie mancher ist blos um seinen wenigen Witz, und sein bischen Geschmack gekommen, weil er unter eine solche schlechte Gesellschaft gerathen, solche Irrlichter zu Führern gehabt. Das Auge

eines jeden Menschen empfindet die Strahlen der Wahrheit, fühlt den Reiz des ächten Witzes, und wird ihn vorzüglich schätzen, man zeige ihn nur in einem Gewande, das die eignen Schönheiten desselben durchleuchten läßt.

Also wird man wohl hier solche Erzählungen, die den Witz ergötzen, ohne ihn zu verblenden, die das Herz reizen, ohne es für das Laster schlagen zu lehren, antreffen? Ja, wenn es ihnen beliebt, dieselben mit einem noch unverdorbnen Geschmacke, ohne ein gefärbtes Glas vor den Augen zu lesen. Sie können hier den Weisen, sie können den Thoren unverstellt handeln sehen; sie können den Witz des erstern mit einer Nachahmungsbegierde bewundern, und die Einfälle des letztern mit einem mitleidigen Lächeln verachten. Sie treffen hier Gelegenheit an, sich mit dem Witze vieler Jahrhunderte, ohne daß es ihnen eben beschwerlich seyn kann, bekannt zu machen.

Allein nicht blos die Belustigung der Einbildungskraft und die daraus entspringende Heiterkeit des Geistes ist der einzige Endzweck dieser Legende; man hat noch einen andern zum Augenmerk gehabt, der von beträchtlicher Wichtigkeit ist. Wir schmeicheln uns hierdurch den Beyfall der Philosophen zu verdienen; und mit diesen wollen wir uns einige Augenblicke unterhalten. Es ist Ihnen bekannt, daß seit den Zeiten des großen Bacon, den wir denkende Köpfe niemals nach Würden genug verehren können, ein wichtiger Entwurf gemacht worden, dessen Ausführung dem Menschen nicht allein vortheilhaft, sondern auch auf immer ruhmwürdig seyn wird. Man hat ganze Jahrhunderte mit Betrachtung der Wirkungen des menschlichen Verstandes zugebracht; ob aus Stolz oder Eigenliebe, wollen wir hier nicht entscheiden; auf die übrigen Seelenvermögen ist weniger Aufmerksamkeit verwandt worden. Nach langen Forschen hat man endlich eine andere Wendung genommen, und begierig die Entwickelung

der

der Fähigkeiten des Geistes zu beobachten gesucht. Colon und seine würdige Nachfolger in Entdeckung von Amerika haben auf eine unsterbliche Art sich um uns verdient gemacht, ohne wohl jemals daran zu denken. Sie sind es, die uns den Wilden in seiner wahren Gestalt gezeiget, die uns Veranlassung gegeben, bey ganzen Völkern Beobachtungen in Absicht auf die stufenweise Ausbildung der Seelenvermögen anzustellen, die uns die kostbaren und langweiligen Versuche ersparet, die einige von uns mit eingesperrten Kindern zu machen begierig waren, welche man vermuthlich nicht viel weiter, als der König Psammetich in Egypten, getrieben haben würde. Wir können uns Glück wünschen, daß bereits einige den richtigen Weg eingeschlagen, und eine Geschichte des Menschen entworfen. Allein auch hier ist der Verstand zuerst an die Reihe gekommen. Wir haben die Grundzüge einer Geschichte davon. Nur auf die übrigen Fähigkeiten der Seele hat man noch nicht die gehörige Achtsamkeit gerichtet, ob gleich die Ge-

schichte

schichte derselben das erste hätte seyn sollen. Freylich ist die Sache etwas verwickelter. Man muß ganze Jahrhunderte kennen; man muß den Menschen nicht blos, wie er auf dem Schauplatze des Lebens handelt, bemerkt haben, man muß ihm hinter die Scene nachgegangen seyn; wenn man die Epochen des Witzes und die Revolutionen der Phantasie etwas näher untersuchen will. Hierzu könnte man unmaßgeblich eine Sammlung von Erzählungen, die uns den Menschen in seiner wahren Gestalt zeigen, und zwar aus einer ganzen Reihe von Jahrhunderten, zum vortheilhaften Gebrauche vorschlagen. Es ist wahr, es gehörte dazu eine ausgebreitete Fähigkeit, das Eigene jedes Zeitalters in Absicht auf die untern Vermögen der Seele zu abstrahiren, und eine ganz besondere Vorsicht, die Bilder der Phantasie, welche von den folgenden Jahrhunderten kopirt worden, nicht zu verwechseln. Allein welcher Philosoph besitzt diese Eigenschaften nicht in einem hohen Grade? Bey der ganzen Sache käme es vorzüglich

darauf

darauf an, daß man die Originalerzählungen nicht allein von allen andern zu unterscheiden; sondern ihnen auch den gehörigen Zeitpunkt anzuweisen vermögend wäre.

Sie finden hier solche Erzählungen, die den Grund einer Menge von ähnlichen enthalten, die von verschiedenen Schriftstellern in der Folge mit andern Wendungen vorgetragen; oder die bey ganzen Völkern, als eine Tradition, viele Jahrhunderte durch fortgepflanzt, und als kanonisch angesehen worden. Wenn ein Kritiker die Mühe über sich nehmen, und diese Originalerzählungen und witzigen Einfälle in eine Zeitordnung bringen wollte; denn würde es vor Sie eine Sache von weniger Schwierigkeit seyn; den Charakter und die wichtigsten Veränderungen der Empfindungen, der Einbildungskraft, des Witzes und der Scharfsinnigkeit in jedem Jahrhunderte zu bestimmen. Was für ein Vergnügen, wenn Sie mit den gegenwärtigen Erzählungen den ersten Versuch, allgemeine Be-

trachtungen darüber anzustellen, machen wollten! Von der Seite betrachtet, bekommen einige Stücke hier ein ganz anderes Ansehen, als sie dem ersten Anblick nach scheinen werden. Wenn schöne Geister den Witz aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, Buch II. 18. lesen; so werden sie vielleicht glauben, daß man die sinnreichen Köpfe unsers Zeitalters von dieser Art von Witz blos damit habe abschrecken wollen; indem man ihnen einen Wink gegeben, daß barbarische Jahrhunderte, vor welchen sie mit Recht einen Abscheu hegen, sich bereits an dieser Art von Einfällen ergötzt haben. Allein Sie werden noch einen andern Gebrauch davon zu machen wissen. Eben so steht die Geschichte des Mädchen von Orleans im II. B. 10. nicht allein deswegen, weil sie hier das erstemal gedruckt erscheinet, weil sie von einem Verfasser ist, der am französischen Hofe sehr bekannt war, der mit dem Könige Karl den VII. öfters gesprochen, und der auf seinen Befehl den Proceß, welcher unter der Herrschaft der Engländer diesem wunder-

wunderbaren Mädchen gemacht worden, genau untersucht, und sein Gutachten darüber demselben zugestellt hat; sondern weil man einigen von Ihnen Gelegenheit geben wollte, noch nie gemachte Betrachtungen über diese außerordentliche Begebenheiten anzustellen, die einen so reichen Stof dazu enthalten. Die Geschichte aus einer andern Welt ist eine von den ehrwürdigen Erzählungen des Alterthums. Man sehe, wie sich der Mensch immer ähnlich bleibt. Er erdichtet, wenn er überzeugt ist, daß er es ungestraft thun kann; und das findet gewöhnlich bey denenjenigen statt, welche zuerst weite Gegenden umreißt haben. Bey allem dem entdeckt man in diesem Stücke Spuren einer vor uns wichtigen Sache; man sieht, daß schon längst vor der christlichen Zeitrechnung Amerika bekannt gewesen, daß aber in den darauf folgenden Zeiten diese Halbkugel bey den Bewohnern der entgegen stehenden Fläche der Erde unbekannt geworden. Vielleicht werden künftige Jahrhunderte einige Umstände in dieser Erzählung, besonders die

vorgehabte Unternehmung der Amerikaner gegen Norden, in einem aufgeklärtern Lichte erblicken. Die Geschichte des Abts Elias, und Simeon des Styliten wird vor Sie ausnehmend unterhaltend seyn. Sie gehört mit unter die Originalerzählungen. Der Verfasser derselben hat sich alle Mühe gegeben, die Thaten seines Helden in einem glänzenden Lichte zu zeigen. Was ist wohl lehrreicher, als die unpartheyische Erwegung der Vorurtheile und Schwärmereyen des Menschen, welche aus einer erhitzten Einbildungskraft entsprungen? Eben dahin gehört auch B. II. 26. Die Menschen sind nicht alle weiß, oder schwarz, es giebt auch grüne. Man sieht hier einen unterscheidenden Zug des zwölften Jahrhunderts. Ingleichen der Zweykampf des Roland mit dem Riesen Ferrakut, ein lebhaftes Gemälde von Abenteuren aus den Zeiten Karl des Großen. Turpin ist freylich nicht der glaubwürdigste Geschichtschreiber; aber er hat doch unstreitig die grotesken Sitten und Rittergebräuche der damaligen

Zeiten

Zeiten gewissenhaft vorgestellet. Von dem Gespenste zu Athen haben sich die nachfolgenden Jahrhunderte unzählige Kopien gemacht. Für Sie kann es nicht anders, als angenehm seyn, den gleichen Gang der Phantasie in den schreckhaften Bildern zu bemerken. Die hundert und neun verloren gegangne Künste des sechszehnten Jahrhunderts sind ein merkwürdiges Stück. Sie sehen hier in einem kurzen Innbegriff, was man damals zu viel, und jetzt zu wenig glaubt. Wie groß ist der Mensch, der sich überredet, weit über den Kreiß seiner Wirksamkeit zu reichen, in den Augen des Thoren; und wie klein in den Augen des Weisen! Es waren Zeiten, da man wünschte, da man sich einbildete, Dinge zu verrichten, dazu die Kraft des Menschen nicht langte; und darüber vergaß, das zu thun, was man wirklich hätte leisten können.

Doch man überläßt Ihnen Betrachtungen über, diese an Folgen reiche Gegenstände zu machen, und allgemeine Sätze daraus zu ziehen, welche für die Geschichte des menschlichen Witzes, und der Phantasie ausnehmend interessant seyn werden.

Sollten Sie bey Durchlesung der letzten Erzählung noch mehrere wünschen, sollte die ganze Legende Ihren Beyfall, der allemal schätzbar seyn muß, weil er Unpartheylichkeit und Ueberzeugung zur Quelle hat, erhalten; so wird man es als einen Wink, als eine Pflicht ansehen, auch in der Folge dem lesenden Publiko Gelegenheit zu geben, den Geist mit aufheiternden Aussichten zu unterhalten, und Ihnen noch mehr Stof zu wichtigen Untersuchungen der Bildung des Witzes und Geschmacks zu verschaffen.

Man hofft, daß kein einziger Leser dieser Legende, das letzte Wort des Titels, wodurch nur allein ein Theil von den hier

auf-

aufgeführten Personen charakterisirt worden, auf sich ziehen werde. Man ist völlig der Meynung, die Giseke hatte:

Vergebens bleicht man einen Mohren;
Vergebens straft man einen Thoren;
Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt dumm.
Das Tadeln ist nicht meine Sache;
Ich laß sie Narren seyn; und lache:
Das ist mein Privilegium.

Erstes Buch.

1. Der Hund, welcher ein Testament gemacht.
2. Der nachgebende Freund.
3. Eingenommene Pillen, dadurch man verlorne Esel wieder findet.
4. Die weggejagte Fliege.
5. Der Todte in der Einbildung.
6. Es ist Niemand ohne Mängel.
7. Ein untrügliches Mittel das Gesichte zu schärfen.
8. Etwas für Künstler.
9. Die abgeschlagne und gewährte Bitte.
10. Die aufgezeichnete Thorheit.
11. Das versiegelte Weinfaß.
12. Beantwortete Frage eines Predigers.
13. Ein spanischer Bischof, der Rebhüner für Fische speißt.
14. Ein Lied statt der Bezahlung.
15. Das bestellte Kruzifix.
16. Der ungeänderte Brief und das passende Kleid.

17. Der witzige Bauer.
18. Die wider den Fluß geschwommene Frau.
19. Klagen über den großen Roland.
20. Wunderbare Kunst zweyer Aerzte.
21. Die durch eine lange Rede erhaltne Bitte.
22. Der Jude in dem Magen eines Florentiners.
23. Das von Kranken befreyete Hospital.
24. Versuch mit einem Raben.
25. Witzige Antwort, die sich bey jedem großen Manne anbringen läßt.
26. Ein sicheres Mittel Basilisken zu tödten.
27. Der bedeckte Fehler seines Bruders.
28. Austreibung eines bösen Geistes.
29. Eine andere Methode den bösen Geist auszutreiben.
30. Die Beine sind da, wo die Knie sich endigen.
31. Der bestrafte Stolz eines Barbiers.
32. Der Blinde sieht mehr, als der Sehende.
33. Unerwartete Entscheidung eines weisen Richters.
34. Das gehaltne Versprechen.
35. Der zu zeitig abgestattete Dank.
36. Witzig beantwortete Frage des K. August.

37. Die drey Könige zu Köln.
38. Ein Ring, welcher das geleugnete Geld wieder schafft.
39. Geschichte Baumorins, eines pariser Schneiders.
40. Großmüthige Handlung des Königs Ludwig des XII.
41. Witziger Einfall eben desselben.
42. Karl des V. Neigung gegen die Deutschen.
43. Des König Alphons weise Entscheidung einer zweifelhaften Rechtssache.
44. Die aus der Mode gekommene Strafe der Wollüstlinge in England.
45. Sonderbare Probe eines Vaters mit seinen Söhnen.
46. Wie werden die Kirschen auf dem Lande gegessen?
47. Entscheidung einer wichtigen Frage von einem Minoriten, die Seligkeit betreffend.
48. Beweis von der erhabnen Denkungsart des König Alphons.
49. Aufrichtiges Geständniß eines Ehemannes.
50. Vier Seelen aus dem Fegefeuer in der Einbildung.

51. Die

51. Die vorgesetzte Beobachtung der Trennung der Seele von dem Körper.
52. Die bestrafte Untreue eines Wirthes vom Prinz Maximilian.
53. Der gedemüthigte Gesandte.
54. Methode zu sehen, wie man schläft.
55. Probe von einem zu verkaufenden Hause.
56. Der glückliche Aufschub.
57. Die Kunst einen Elephanten reden zu lehren.
58. Die beschämten Ritter.
59. Ein großer Winzer ist eines großen Nachlesers werth.
60. Beyspiel von dem vergänglichen Glanze der Großen.
61. Der abgewiesene Genealogist.
62. Der unerwartete Wunsch eines Wirthes.
63. Der Abt ohne es zu wollen.
64. Verlohrne Wette.
65. Das verlohrne Schnupftuch.
66. Eine Mauer, die sich der spanischen Prahlereyen schämt.
67. Ein drolliger Diebstal.
68. Entschuldigung, die nicht ihres gleichen hat.
69. Der bezahlte und glücklich befolgte Rath.
70. Die wiedergefundne Schwester.

71. Der

71. Der wiedergefundne Schatz.
72. Die Mühle malt so lange, als sie Wasser hat.
73. Schwere Buße auf eine lange Beichte.
74. Der redende Stumme.
75. Wapenstreitigkeiten.
76. Das Recept als ein Lotterieloos gezogen.
77. Ein guter Rath vor Schuldner.
78. Treffende Antwort eines jungen Menschen.
79. Ein Erzbischof mit vier Füßen.
80. Sicheres Mittel, einen hungrigen Spötter zum Stillschweigen zu bringen.
81. Der bekehrte Wucherer.
82. Der klein gestorbne Kanarienvogel.
83. Geschichte einer Kiste, in welcher Uhren schlagen.
84. Der von der Inquisition losgesprochne Schwarzkünstler.
85. Träume sind nicht zu verachten.
86. List über List.
87. Die jüngste bekommt den Mann.

Zweytes Buch.

1. Ein kleiner Einfall bringt einen Esel über die Brücke.
2. Kunst, gestohlne Mäntel unkennbar zu machen.
3. Das zu kleine Denkmal eines Wucherers.
4. Der ins Feuer geworfne Bogen.
5. Der Maler, welcher kein Jude seyn will.
6. Die Stute findet den Hengst.
7. Eine Jägermesse.
8. Suche dir einen andern Bruder.
9. Der verworfne Richter.
10. Geschichte des Mädchen von Orleans, aus dem Amelgard.
11. Beichte, die allen Glauben übertrifft.
12. Es sind noch nicht genug Juden, Priester, und Edelleute.
13. Die angestellte Betrachtung im Schlafe.
14. Mährchen des Demostheues.
15. Diogenes beym Ziel.
16. Geschichte aus einer andern Welt.
17. Der unsterblich gewordne Schwimmer.
18. Witz aus dem dreyzehnten Jahrhunderte.

19. Der

19. Der Delphin, welcher mit den Knaben spielt.
20. Die Geisterbeschwörung.
21. Lebensgeschichte des Abt Dorotheus, nebst einer Episode von dem Abt Elias.
22. Der nach seinen Vorschriften pünktlich handelnde Diener.
23. Die übelvergoltene Gefälligkeit.
24. Eine Rübe vor ein Pferd.
25. Der Thor, welcher klüger, als ein Seiltänzer ist.
26. Die Menschen sind nicht alle weiß, oder schwarz, es giebt auch grüne.
27. Der beym Begräbniß des Mannes zu spät gekommene Freyer.
28. Sonderbarer Rath eines Arztes.
29. Welches ist die härteste Strafe vor einen Wolf?
30. Das Gespenste zu Athen.
31. Ein Tyrann ahndet nicht immer die Freymüthigkeit.
32. Mit gleicher Münze bezahlt.
33. Zweykampf des Roland mit dem Riesen Ferrakut.
34. Vor Geld kann man reden.

35. Einäugig seyn hat auch seinen Nutzen.
36. Wunder über Wunder. Hundert und neun verloren gegangne Künste des sechszehnten Jahrhunderts aus glaubwürdigen handschriftlichen Nachrichten.
37. Er kann auch Zähne ausreißen.
38. Der Herr schläft nicht dem Diener zu gefallen.
39. Antwort, die ein Alter bey seiner Braut anbringen kann.
40. Das Gebethbuch und der Rosenkranz hintergeht zuweilen.
41. Er ist nicht einen Pfennig werth.
42. Es geschieht nicht immer, was einmal geschehen.
43. Das Geld wird ausgezahlt, wenn der Dritte kommt.
44. Mittel, nicht zu beregnen, wenn man schwimmt.
45. Ein Pflaster kurz vorm Hängen.
46. Wie kommt man am geschwindesten über einen Fluß?
47. Ein Kleid vor ein Haus.
48. Die beste Zeit, Leibeignen die Freyheit zu schenken.

49. Leben

49. Leben und Thaten Simeon des Styliten.
50. Wer verliert gern im Schlafe sein Leben?
51. Die mislungne Kunst zu hungern.
52. Der Gesunde lauft vorm Arzte.
53. Der Barbier hat nicht den rechten aufgeweckt.
54. Ein gebratner Pfau kann fliegen.
55. Einem Spanier wächst unter der Zeit, da er den Sold nicht bekommen, ein neuer Zahn.
56. Die Frau, welche auf dem Sterbebette den Kindern ihre Väter austheilet.
57. Halb zu Pferde und halb zu Fuße.
58. Der Barbier hilft dem Wucherer ins Grab.

Legende

Legende der Weisen und Thoren.

Erstes Buch.

I.

Der Hund, welcher ein Testament gemacht.

Nicht weit von Mailand lebte ein reicher Dorfgeistlicher, der einen kleinen artigen Hund hatte, den er sehr liebte. Zu seinem größten Leidwesen wurde er krank, alle angewandte Arzneymittel waren vergebens, er gieng den Weg alles Fleisches. Weil er ihm so viel Vergnügen im Leben gemacht hatte, so ließ er ihn auf den Kirchhof begraben. Dieses erfuhr der Bischof, er schickte zu ihm mit dem Befehle, daß er gleich vor ihm erscheinen sollte. Der Geistliche, welchem die Denkungsart des Bischofs sehr wohl bekannt war, nahm funfzig Dukaten mit, und begab sich zum Bischof. Dieser stellete ihm das große Verbrechen vor, welches er begangen, da er seinen Hund an einen

heiligen Ort begraben lassen, und befahl, daß man ihn ins Gefängniß bringen sollte. Der listige Geistliche sagte hierauf zum Bischof: O wenn Sie die kluge Hundsperson gekannt hätten, so würden Sie ihn selbst nicht vor unwürdig halten, daß er sein Grab unter den Menschen gefunden. Denn er hat einen mehr als menschlichen Verstand, so wohl in seinem Leben, als besonders im Tode gezeiget. Was soll das sagen? fragte der Bischof. Hierauf versetzte der Geistliche. Dieser Kleine hat bey seinem Sterben ein Testament gemacht, und in Betracht Ihrer Verdienste, Ihnen darinn funfzig Dukaten bestimmt, die ich hier bey mir habe. Der Bischof konnte nicht anders, als das Testament billigen. Wider das Begräbniß hatte er nun nichts mehr zu erinnern, er strich das Geld zusammen und ließ den Dorfprediger in Frieden von sich.

2.

Der nachgebende Freund.

Zwey Freunde hatten sich in eine Streitigkeit mit einander eingelassen, wie viel Jahre der Kaiser August regieret hätte. Der eine behauptete 56 Jahr, der andere 54. Als der

letztere seine Meynung auf das heftigste vertheidigte, so gab endlich der, welcher die Wahrheit auf seiner Seite hatte, nach, und stellete sich, als wenn er des andern Meynung richtig fände. Einer von den Anwesenden, welcher den ganzen Streit aufmerksam angehöret hatte, gerieth darüber in Verwunderung, und sagte: Warum haben Sie sich von Ihrer wahren Meynung abbringen lassen? Wollten Sie mir wohl rathen, versetzte dieser, daß ich um zwey Regierungsjahre des Augusts einen redlichen Freund verlieren sollte?

3.

Eingenommene Pillen, dadurch man verlorne Esel wieder findet.

Zu Florenz lebte ein unwissender Mensch, der seinen Fähigkeiten viel zutrauete, sich aber auf nichts gelegt hatte. Von ohngefähr kam ihm ein altes Arzneybuch in die Hände; er las vor langer Weile darinn, und es gefiel ihm besonders die Beschreibung von den wundernswürdigen Wirkungen gewisser Pillen, welche bey den meisten Krankheiten helfen sollten. Dieser

lächerliche Mensch schmeichelte sich, daß er blos mit diesen Pillen bequem einen Arzt würde vorstellen können. Er verfertigte eine große Menge derselben, schweifte damit in kleinen Städten und Marktflecken herum. Er gab sie ohne Unterscheid allen Kranken, und einige erlangten durch den Zufall die Gesundheit wieder. Als der Ruf dieses Marktschreiers sich unter dem Pöbel ausgebreitet hatte, so kam ein Mann zu ihm, welcher seinen Esel verloren, und ersuchte ihn, ob er nicht eine Arzney hätte, wodurch er den Esel wieder bekommen könnte. Ja, mein Freund, sagte er, und gab ihm sechs Pillen, die er davor einnehmen sollte. Dieser begab sich damit zufrieden nach Hause, und nahm sie bey dem Schlafengehen ein. Als er den folgenden Tag den Esel suchen wollte, und die Pillen ihn nöthigten, etwas von der Straße in ein Gebüsche sich zu entfernen, sieh da, so fand er seinen Esel grasen. Er erhob hierauf in der Schenke die Wissenschaft des Arztes und die Pillen bis an den Himmel. Alle Bauern liefen zu ihm, als ihrem großen Aeskulap, da sie gehört, daß er auch Pillen hätte, welche verlorne Esel wieder schafften.

4. Die

4.

Die weggejagte Fliege.

Eine gewisse Gräfinn begab sich aufs Feld, um durch ihre Gegenwart die Leute zu vermögen, daß alles ordentlich bestellt würde. Sie ließ ihren Gemahl, der schon ziemliche Jahre hatte und sehr fett war, mit seinem Bedienten zu Hause, und gab ihm ein Maaß Wein, damit er sich durch Trinken die Zeit vertreiben möchte. Er saß auf seinem Stuhle, und ließ sich den Wein so wohl schmecken, daß er endlich in einen sanften Schlaf fiel. Er hatte dem Bedienten Befehl gegeben, die Fliegen wegzuscheuchen, damit er ungestört und bequem schlafen könnte. Der Bediente verrichtete einige Zeit lang sein Amt mit vieler Geschicklichkeit. Allein als eine von den Fliegen, die unverschämter und hartnäckiger, als die übrigen war, sich oft auf die Nase des Grafen setzte, und er sich vergebens bemühete, dieselbe wegzujagen, so gerieth er endlich so in Zorn, daß er den Fliegenwedel umkehrte, um mit dem Stiel diese unverschämte todt zu machen. Er verrichtete es glücklich; allein die Nase des

Grafen wurde dabey etwas hart getroffen, daß das Blut heraus floß. Ob der Graf dadurch in seinem Schlafe gestöret worden, das ist eine Sache, die jeder leicht errathen kann.

5.

Der Todte in der Einbildung.

Ein gewisser Mensch enthielt sich aus einer wunderlichen Phantasie aller Speisen. Er glaubte, daß er nicht mehr lebte, und bath seine Aeltern und Freunde, daß sie ihn doch begraben lassen möchten, ehe er ihnen durch den übeln Geruch beschwerlich fiele. Sie erfülleten seine Wünsche. Er wurde auf Gutbefinden der Aerzte in einen Sarg gelegt und fortgetragen. Unter Weges fragten einige mit lauter Stimme, wer denn begraben würde? Man nennte ihn denselben. O! riefen sie aus, wie gut ist es, daß dieser böse, dieser nichtswürdige Mensch einmal gestorben ist. Nun wird er kein Unglück mehr anrichten können. Dieses hörte der Todte, er richtete sich mit dem Kopfe in die Höhe, und sagte: O ihr Bösewichter, wenn ich so gewiß lebte, als ich gestorben bin, ich wollte euch von einem

einem unschuldigen Menschen anders reden lehren. Jetzt sprecht ihr ungestraft, weil ihr euch vor einem Todten nicht fürchtet. Als sie es noch ärger machten, und ihn versicherten, daß sie es nicht allein mit den Lebenden, sondern auch mit den Todten aufnähmen; so sprang er von der Bahre, und widerlegte ihre Beschimpfungen nicht mit Worten, sondern Faustschlägen: bis er ganz ermüdet, aus einem langen Schlafe gleichsam erwachte. Man führte ihn verändert nach Hause, er nahm Speise zu sich, und erlangte seine vorige Gesundheit wieder.

6.

Es ist Niemand ohne Mängel.

Antonius Otto, ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, der aber von Geburt nur einen Arm hatte, kam von einer Gesandschaft zurück, und stattete dem Papst von seinen glücklich ausgeführten Geschäfften Bericht ab. Ihn unterbrach ein Cardinal, und fragte zu wiederholten malen, wo er den andern Arm gelassen hätte? Allein dieser setzte seine Rede mit kaltem Blute fort, und sagte zuletzt: Heiliger Vater, es ist

kein Mensch, der nicht von Natur einen Fehler haben sollte. Einige werden ohne Füße, andere ohne Hände, und noch andere ohne Gehirn geboren. Man kann leicht denken, unter was für eine Classe der Cardinal gehörte.

7.

Ein untrügliches Mittel das Gesicht zu schärfen.

Es unterredeten sich einige gelehrte Männer in Gegenwart des Königs von Arragonien über verschiedene wichtige Gegenstände aus der Naturlehre. Sie verweilten sich lange bey den Betrachtungen über die Mittel, wodurch die Augen geschärft werden könnten. Daß sie nicht einerley Meynung gewesen, ist leicht zu errathen. Endlich fragte man den Sannazar, einen Mann von feinem Witze und geübter Scharfsinnigkeit. Nach meiner Einsicht, versetzte er, ist kein besser Mittel für die Augen, als der Neid. Sollte es Ihnen wohl unbekannt seyn, daß der Neidische, alles was andere besitzen, in einer unnatürlichen Größe siehet?

8. Etwas

8.

Etwas für Künstler.

Der König Philipp II. von Spanien hatte einem geschickten Künstler etwas zu verfertigen aufgetragen: allein dieser arbeitete so langsam, daß sich endlich der König genöthigt sah, selbst zu ihm zu gehen. Er trat mit den Worten in seine Werkstatt: Sagt mir doch, mein guter Johann, wenn ihr einen Diener hättet, der das nicht thäte, was ihr ihm befohlen, was ihr mit ihm machen würdet? Ich würde ihm seinen Lohn geben, und zugleich den Abschied. Der König merkte, was diese Antwort sagen wollte, und ertheilte Befehl, daß man dem Künstler ohne Verzug sein Geld auszahlen sollte. Als er aber auch alsdenn nicht seine Arbeit beschleinigte, so begab sich der König nochmals zu ihm, und fragte: Johann was würdet ihr dem thun, der seinen Lohn richtig empfangen, und euch doch aufziehen wollte? Hierauf versetzte der Künstler: ich würde ihm sagen, daß er nicht mehr machen sollte, als er könnte.

9.

Die abgeschlagene und gewährte Bitte.

Ein gewisser Hofmann bath den König Ludwig den XI. um eine Gnade. Der König schlug sie ihm ab. Dieser aber sagte ihm den größten Dank dafür, und gieng fort. Der König rufte ihn zurück, weil er glaubte, er würde seine Antwort nicht wohl gehöret haben, und fragte, ob er ihn auch recht verstanden hätte. Ja, Sire, versetzte er, Sie haben mir meine Bitte abgeschlagen. Aber warum habt ihr euch denn bey mir bedankt. Ich glaubte, daß ich dazu verbunden war, da Sie durch die abschlägige Antwort mir die Kosten und Zeit ersparet, die ich vergebens, durch falsche Versprechungen aufgezogen, hätte anwenden müssen. Ich kann jetzt frey von leeren Erwartungen, meine Anschläge und Unternehmungen auf etwas anders lenken. Der König bewunderte die Denkungsart dieses Mannes, und sagte zu ihm: ich will machen, daß ihr mir doppelten Dank schuldig seyd. Er gab ihm das, was er von ihm gebethen hatte.

10.

Die aufgezeichnete Thorheit.

Ein gewisser König, dessen Namen wir hier nicht nennen wollen, unterhielt an seinem Hofe einen Menschen, der alles Lächerliche, was daselbst vorfiel, in ein Buch aufzeichnen mußte. Eine wichtige Angelegenheit, welche der König in Rom besorgt wissen wollte, nöthigte ihn, daß er in Eil Briefe dahin schickte. Es fehlte nichts, als eine geschickte Person, welche diese in der Zeit, die der König genau bestimmt hatte, zu überbringen im Stande war. Die meisten verbathen diesen Auftrag, weil sie die Unmöglichkeit voraus sahen. Endlich fand sich Jemand, der heilig versprach, in der vorgeschriebenen Zeit dieses Geschäffte auszurichten. Der König war ausnehmend freudig, ließ ihm tausend Dukaten auszahlen, doch unter der Bedingung, daß er das Geld wieder geben müßte, wenn er sein Versprechen nicht erfüllte. Gleich nahm der königliche Geschichtschreiber sein Buch, und zeichnete den Vorfall auf. Der König fragte ihn, warum er dieses thäte. Sire, antwortete er: darum, weil kein Mensch in so kurzer Zeit nach

Rom kommen kann; darum, weil man diesem Unbesonnenen tausend Dukaten ausgezahlet, da hundert genug gewesen. Aber, versetzte der König, wenn er nun das Geld wiederbrächte? nachdem er die Sache selbst nicht ausgerichtet. Gut; denn will ich Ihrer Majestät Namen ausstreichen, und seinen an die Stelle setzen.

11.

Das versiegelte Weinfaß.

Ein Geiziger hatte in seinem Keller ein Faß voll Wein. Er versiegelte es oben, damit es vor seinem Bedienten, den er nicht sehr trauete, sicher wäre. Nach einigen Tagen besuchte er sein Faß, fand das Siegel unversehrt, und doch bemerkte er, daß es mit dem Weine nicht richtig wäre. Er wunderte sich darüber, und erzählte es seinem guten Freunde. Haben Sie auch das Faß recht betrachtet, versetzte dieser, vielleicht zieht der Bediente den Wein unten heraus. O, sagte der Geitzige, sind Sie nicht ein Narr, der Wein fehlt ja nicht unten sondern oben.

12.

Beantwortete Frage eines Predigers.

Ein Prediger erhob an dem Feste des heiligen Christophor mit vielen Worten diesen Heiligen, weil er Christum auf seinen Schultern getragen; und bediente sich öfters der Frage: wer hat wohl einen so großen Vorzug auf der Erde gehabt, den Erlöser zu tragen? Da er mit dergleichen Ausrufungen auf eine beschwerliche Art fortfuhr: wer ist ihm wohl in dieser Gnade ähnlich gewesen; so sagte einer von den Zuhörern, der über seine Fragen verdrießlich wurde: der Esel, welcher den Sohn und die Mutter getragen.

13.

Ein Spanischer Bischof, welcher Rebhüner für Fische ißt.

Ein Spanischer Bischof war auf seiner Reise an einem Freytage in ein Wirthshaus eingekehrt. Er schickte seinen Bedienten mit dem Befehl, Fische einzukaufen. Dieser kam mit der Nachricht zurück, daß er keine Fische, wohl

aber

aber zwey Rebhüner bekommen könnte. Kaufe sie, sagte der Bischof, und laß sie zurichten. Der Bediente wunderte sich, indem er sich einbildete, daß sie auf den Sonntag aufgetischt werden sollten, und fragte den Bischof, ob er sie essen würde, da doch an diesem Tage das Fleisch verbothen wäre. Ich werde sie für Fische genießen. Ueber diese Antwort wunderte sich der Bediente noch mehr. Aber weißt du nicht, daß ich ein Priester bin? Er machte ein Kreuz über sie, und befahl ihnen, in Fische sich zu verwandeln, und aß sie.

14.

Ein Lied statt der Bezahlung.

Ein Reisender kehrte ganz hungrig in ein Wirthshaus ein, und ließ sich, wie man leicht denken kann, die besten Gerichte, die ihm aufgetragen worden, recht wohl schmecken. Als der Wirth Geld forderte; so sagte er ganz frey: ich habe keine Münze, aber ich kann singen, und damit will ich bezahlen. Der Wirth antwortete ihm, ich habe keine Lieder, sondern Geld nöthig. Wie aber, wenn ich ein solches Lied

singe,

singe, welches ihnen gefallen sollte, würden sie wohl damit, an statt des Geldes zufrieden seyn? Ja, sagte der Wirth. Hierauf fieng der Reisende an zu singen, und fragte ihn, ob ihm das gefiele. Nein. Er fieng ein ander Lied an, welches eben so wenig Beyfall erhielt. Nun, sagte der Reisende, will ich eins singen, welches ihnen gewiß gefallen wird. Er nahm den Geldbeutel heraus, stellte sich, als wenn er ihn aufmachen wollte, und sang dabey das gewöhnliche Lied der Reisenden. Die Hand in die Börse gesteckt und den Wirth bezahlt. Gefällt ihnen dieses? Ja, versetzte der Wirth. Sie sind also nach unsrer Verabredung bezahlt, sagte der Reisende, und gieng fort.

15.

Das bestellte Kruzifix.

Es wurden einige Landleute nach Arezzo geschickt, um daselbst ein hölzernes Kruzifix zu kaufen, welches in ihrer Kirche sollte gestellt werden. Sie giengen nach vielem hin und her weisen, endlich zu einem Bildhauer und fragten ihn, ob sie ein Krucifix von Holz bekommen

könnten; der Künstler hörte sie an, merkte daß sie ziemlich dumm und unwissend waren, und sagte zu ihnen: meine gute Freunde, verlangt ihr ein lebendiges oder todtes Kruzifix? Sie wurden durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt, giengen etwas auf die Seite und überlegten mit einander, was sie wählen sollten. Ihre Antwort war endlich: Meister Bildhauer, ein lebendiges wollten wir wohl lieber. Denn wenn es der Gemeine nicht gefallen sollte, so können sie es ja immer todt machen.

16.

Der ungeänderte Brief und das passende Kleid.

Der Papst Martin trug dem Antonius seinem Sekretair auf, einen Brief zu schreiben, und nachdem er ihn gesehen, schickte er denselben einem andern zum lesen, auf den er sehr viel hielt. Dieser befand sich bey der Tafel und war etwas vom Weine erhitzt, der Brief erhielt so wenig seinen Beyfall, daß er befahl es sollte ein andrer geschrieben werden. Hierauf sagte Antonius, ich werde es mit dem Briefe

machen,

machen, wie der ehrliche Schneider mit dem Kleide des Visconti Johann Galeazzo. Morgen ehe er sich zu Tische setzt, will ich ihn wieder bringen, und der Brief wird gut seyn. Aber wie ist das zugegangen? fragten ihn einige von seinen Freunden. Antonius erwiederte: Johann Galeazzo, der Vater des alten Herzogs von Mailand, war ein großer, fetter und korpulenter Mann. Da er öfters mit Speisen und Wein seinen Leib anfüllete; so ließ er einmal seinen Schneider nach der Tafel zu sich rufen, gab ihm heftige Verweise, daß er sein Kleid zu enge gemacht hätte, und befahl ihm, er sollte es weiter machen, damit es ihn nicht so zusammen preßte. Es soll geschehen, sagte der Schneider mit einer tiefen Vorbeugung, wie Sie befehlen. Morgen wird es vollkommen bequem seyn. Er gieng damit nach Hause und warf es hinter die Hölle, ohne etwas daran zu ändern. Als man zu ihm sagte: Warum er nicht das Kleid weiter machte; so versetzte er: morgen, wenn der Herzog wird vollkommen verdauet und sich erleichtert haben, wird es weit genug seyn. Der Schneider brachte das Kleid den Morgen

darauf wieder. Der Herzog zog es an, ja, sagte er, Meister Schneider, das Kleid ist jetzt recht gut, es drückt mich nirgends.

17.
Der witzige Bauer.

Ein ziemlich korpulenter und fetter Abt begegnete einem Bauer der aus Florenz kam, er fragte ihn, ob er zum Thore hinein kommen könnte. O sagte der Bauer, warum nicht, mein Heufuder hatte ja heute durchkommen können, es wird euch nicht zu enge seyn.

18.
Die wider den Fluß geschwommene Frau.

Einem gewissen Italiener war seine Frau ins Wasser gefallen. Man brachte ihm diese traurige Bothschaft. Er lief gleich hin, den Fluß hinauf, um sie zu suchen. O so werdet ihr sie nicht finden, sagten einige von seinen Begleitern; sie wird doch wohl den Strom herunter geschwommen seyn. Gewiß nicht, meine Freunde. Denn in ihrem ganzen Leben war sie so mürrisch, daß sie allemal das Gegentheil von andern that.

19.

Klagen über den großen Roland.

Einem ehrlichen Mailänder fiel es einmal ein, in die Kirche zu gehen: eben da einer von den größten Lobrednern der Heiligen predigte. Er setzte sich sehr andächtig nieder, und hörte die Thaten des großen Rolands erheben. Als der Prediger den Tod dieses Helden, welcher vor mehr als neunhundert Jahren in einem Treffen geblieben, sehr rührend erzehlte, so fieng er heftig an zu weinen. Traurig und seufzend kam er zu seiner Frau nach Hause. Mein lieber Mann, sagte sie, was ist dir neues begegnet. Ach Frau, sagte er, ich bin des Todes. Was für ein Unglück hast du denn gehabt? Tröste dich, und komm zu Tische. Allein seine Betrübniß war so groß, daß er nicht essen konnte. Die Frau drang in ihm um die wahre Ursache seiner Klagen zu erfahren. Weißt du denn nicht, was ich heute neues gehört habe? Was denn, versetzte die Frau. O Roland, der große Roland ist todt, der allein die ganze Christenheit mit seinem Schwerdte vertheidiget hat.

20.

Wunderbare Kunst zweyer Aerzte.

Ein alter Arzt, der wohl niemals den Hippokrates gelesen, aber sehr verschlagen war, gieng gewöhnlich in Begleitung eines jüngern zu den Kranken. Gleich bey seinem Eintritte fühlte er gewöhnlich nach dem Pulse. Fand er ihn sehr heftig, so gab er dem Kranken die Schuld, und sagte, er hätte Feigen, Aepfel, oder so was anders, das ihm verbothen worden, gegessen. Die Kranken fanden sich öfters genöthigt, das offenherzig zu gestehen, und man hielt ihn für einen ganz außerordentlichen Mann, daß er meist die Fehler, welche sie in der Diät gemacht, treffen konnte. Der junge Arzt verwunderte sich selbst nicht selten darüber, und fragte ihn, ob er denn das aus dem Puls, oder sonst durch eine geheime Kunst wüßte? Die Hochachtung, versetzte der alte, mit welcher sie mich so lange Zeit her, beehret, erlaubt es mir nicht, ihnen dieses Geheimniß zu verschweigen. Haben sie niemals bemerkt, daß ich mich gleich bey dem Eintritte in das Gemach des Kranken jederzeit sehr sorgfältig umsehe? es geschieht

des=

deswegen, um etwas von den Früchten, oder andern Speisen auf dem Fußboden zu entdecken. Wenn ich Schalen von Kastanien, Feigen, Nüssen, oder Aepfeln, oder sonst etwas erblicke: so muthmaße ich gleich, daß der Kranke dergleichen gegessen habe. Ich verweise den Patienten ihre Unenthaltsamkeit, und mache dadurch, daß sie die Schuld nicht auf mich schieben, wenn sie sich schlechter befinden. Nicht lange darauf fieng der junge Arzt für sich an, Kranke zu kuriren, er machte ihnen öfters Verweise, daß sie die ihnen vorgeschriebene Lebensordnung nicht beobachtet, und etwas gegessen hätten, so wie er es aus den Reliquien vermuthen konnte. Er wurde einmal zu einem armen Bauer geholet, diesem versprach er gleich zu seiner vorigen Gesundheit wieder zu verhelfen, wenn er seine Vorschriften befolgen wollte. Er gab ihm, ich weis nicht was für einen Trank, gieng fort und versprach den folgenden Tag wieder zu kommen. Hier fand er ihn weit schlimmer. Er gab sich alle mögliche Mühe die Ursache davon einzusehen, er wandte seine Blicke auf alle Seiten des Gemachs, und konnte keine Reliquien entdecken; es wurde ihm bey dieser Untersuchung

ganz warm: endlich erblickte er unter dem Bette einen Sattel von einem Esel. Augenblicklich fieng er laut an zu rufen: nun verstehe ich es, warum der Kranke sich so sehr schwach befindet, er hat allzuviel gegessen, so daß ich mich wundere, daß er nicht schon gestorben ist. Wie so? Herr Doctor, fragte des Kranken betrübtes Weib. Je sehe sie doch, der Patient hat ja einen Esel gegessen, da liegt noch der Sattel.

21.

Die durch eine lange Rede erhaltene Bitte.

Es kamen einst zum Papst Urban den V. drey Gevollmächtigte von Perusa, da er an einer schweren Krankheit darnieder lag; damit aber die Gesandtschaft nicht lange aufgehalten würde, so ließ er sie vor, und bath sich von ihnen aus: daß sie nur kurz ihre Sachen vortragen sollten. Der erste, welcher sich unter Weges auf eine sehr lange Rede vorbereitet hatte, ermüdete die Geduld des Papsts, ohne seine Krankheit in Betrachtung zu ziehen, so sehr, daß der Papst öfters mit seinen Minen zu verstehen gab, wie

beschwerlich ihm dieser langweilige Redner wäre. Nachdem sie geendigt war, so fragte der Papst auf eine gnädige Art: ob sie noch etwas verlangten? Ja, sagte der andere Abgeordnete, welcher so wohl die Thorheit des Redners, als auch die Ungeduld des Papsts bemerkt hatte, heiligster Vater, es ist uns mitgegeben worden, daß, wenn sie uns nicht gleich das eingehen, warum wir Ihre Heiligkeit bitten, dieser gute Freund hier seine Rede noch einmal vor Ihnen halten soll, ehe wir uns von Ihnen beurlauben. Der Papst lachte über den artigen Einfall, und ließ sie vollkommen befriedigt von sich.

22.

Der Jude in dem Magen eines Florentiners.

Es reiseten zwey Juden von Venedig nach Bologna. Der eine wurde unter Weges krank und starb. Der andere wollte den Leichnam seines Freundes wieder nach Venedig zurücknehmen: da es aber auf das strengste verbothen war, dieses öffentlich zu thun; so schnitt er ihn

in kleine Stücke, in ein Faß, that verschiedene Gewürze und Honig dazu; so daß ein sehr angenehmer Geruch aus dem Fasse duftete. Dieses übergab er einem andern Juden, daß er es nach Venedig besorgen sollte. Es wurde auf ein Schiff gebracht, und da er auf dem Canal bey Ferrara sich befand, so geschah es, daß einer von Florenz, denn es waren noch andere auf dem Schiffe, bey dem Fasse zu sitzen kam. Als die Nacht eingebrochen, so reizte ihn der angenehme Geruch aus dem Fasse, daß er es unbemerkt öffnete, und daraus zu kosten anfieng. Es schmeckte ihm so wohl, daß er die Nacht durch beynahe das ganze Faß ausleerte, und sich einbildete, er hätte was sehr Gutes gegessen. Als der Jude bey Ferrara aussteigen wollte, und das Faß aufhob, so merkte er, daß es leer wäre. Er schrie Ach! ein Unglück, der todte Jude ist aus dem Fasse weg! Wie mag wohl dem Florentiner zu Muthe gewesen seyn, in dessen Magen der Jude begraben lag?

23.

Das von Kranken befreyte Hospital.

Ein gewisser Cardinal hatte die Aufsicht über ein Hospital zu Vercelli in Frankreich, aus welchem er wenig Nutzen ziehen konnte, wegen der Unkosten, die auf die Armen verwandt wurden. Er schickte daher einen von seinen Leuten, den Pedrillo dahin, um Geld zusammen zu bringen. Dieser fand das Hospital ganz mit Unvermögenden und Kranken angefüllt, welche die Einkünfte dieses Orts völlig verzehrten. Er begab sich als ein Arzt gekleidet in dasselbe, besuchte die Kranken und ließ alle die zusammen ruffen, welche Geschwüre hatten. Lieben Leute, sagte er, ich weis kein besser Mittel euch von dieser beschwerlichen Krankheit der Haut zu befreyen, als die Salbe, welche aus Menschenfett gemacht wird. Ihr möget also unter einander losen, welcher für das Wohl der übrigen sich lebendig kochen lassen soll. Erschrocken hörte jeder diesen unerwarteten Vortrag an, ungewiß, ob es ihm nicht treffen würde. Ihre Begierde zum Leben wurde so stark, daß sie augenblicklich den Ort verließen.

24.

Versuch mit einem Raben.

Als ein Gaskonier hörte, daß die Raben über zweyhundert Jahre lebten; so kaufte er einen, um zu sehen, ob es wahr wäre.

25.

Eine witzige Antwort, welche sich bey jedem großen Manne anbringen läßt.

Drey Väter hatten die Gewohnheit, alle Jahre zu dem heiligen Antonius zu reisen: zwey von ihnen befragten ihn von geistlichen Betrachtungen und dem Heil ihrer Seele; der dritte aber schwieg beständig. Da sie diese Besuche einige Jahre lang fortgesetzt, so sagte endlich Antonius zu dem dritten, du kommst schon seit so langer Zeit hieher und fragst mich um nichts, worauf dieser versetzte: Heiliger Vater, mir ist es genug, wenn ich dich nur sehe.

26.

Ein sicheres Mittel Basilisken zu tödten.

Ammon, ein berühmter Abt, gieng einsmal in eine Wüste um daselbst Wasser zu holen, und erblickte unter andern gefährlichen Thieren auch einen Basilisken. Augenblicklich warf er sich auf sein Angesicht, und sagte: Herr, entweder muß ich sterben, oder dieses Ungeheuer, kaum hatte er dieses ausgeredet, so sah er etwas auf, und der Basiliske lag todt vor ihm da.

27.

Der bedeckte Fehler seines Bruders.

Eben dieser Ammon kam an einen gewissen Ort, wo ein Mann von nicht allzu gutem Rufe sich aufhielt; zu der nämlichen Zeit war eine übel berüchtigte Frauensperson in die Zelle des Fraters gegangen. Die Einwohner des Orts erfuhren es, wurden unruhig, liefen zusammen und wollten ihn aus der Zelle werfen. Sie kamen zum Ammon und ersuchten ihn, daß er mit hingehen sollte. Als der Frater dieses er-

fahren,

fahren, so nahm er seine Schöne und versteckte sie unter ein großes Faß. Ammon wußte dieses, aber aus christlicher Liebe suchte er diese Sache zu verdecken, er setzte sich auf das Faß, und befahl der eindringenden Menge Haussuchung anzustellen. Als sie jeden Winkel durchsucht, und die Frauensperson nicht gefunden hatten, so sagte Ammon: was soll das bedeuten? Ihr habt den guten Frater ohne Ursache in Verdacht gehabt; als er hierauf die Menge Volks entlassen, nahm er den Frater bey der Hand, und sagte beym Weggehen: Nimm dich inskünftige in Acht. Ob das Mädchen noch lange unter der Tonne gesteckt, davon meldet die Geschichte nichts.

28.

Austreibung eines bösen Geistes.

Es kam einmal ein Besessener nach Sketis, für den man in der Kirche bethete; aber der böse Geist wich nicht von ihm, denn er war von der verstockten Art. Hierauf sagten die Mönche, was sollen wir mit dem Geiste machen? Niemand kann ihn vertreiben, außer der Abt Besarion: allein wenn wir ihn darum bitten, so wird

er

er nicht in die Kirche kommen. Wir wollen es also auf die Art anstellen: da er frühe allezeit der erste in der Kirche ist, so wollen wir diesen Besessenen auf seine Stelle setzen, als wenn er schliefe, und wenn er dahin treten wird, zu ihm sagen, wecke diesen Bruder auf. Sie thaten es, so wie sie mit einander abgeredet hatten. Der Alte sagte zu ihm: stehe auf, gehe heraus; und augenblicklich fuhr der böse Geist heraus, und der Mensch gieng gesund hinweg.

29.

Eine andere Methode den bösen Geist auszutreiben.

Es war zu Babylon eine junge Frauensperson von vornehmen Stande, welche das Unglück hatte, daß sie in die Zahl der Besessenen gehörte. Ihr Vater hatte einen vertrauten Umgang mit einem Mönche, den er deswegen zu Rathe zog. Dieser sagte ihm: Niemand kann ihre Tochter von diesem Unglücke befreyen, außer einige Anachoreten, die ich sehr wohl kenne: allein wenn sie auch dieselben bitten wollten, so würden sie es doch nicht aus Demuth unternehmen. Aber

wir

wir wollen dieses thun: wenn sie auf den Markt kommen, so können wir uns stellen, als wenn wir ihre Gefäße kaufen wollten, und wenn sie mit uns gehen, um das Geld dafür in Empfang zu nehmen, so wollen wir sie ersuchen ein Gebeth herzusagen, und hoffentlich wird dadurch Ihre Tochter gesund werden. Sie begaben sich also auf den Markt und fanden einen Mönch daselbst, welcher Gefäße zu verkaufen hatte; sie nahmen ihn mit sich, als wenn sie ihm das Geld dafür auszahlen wollten. Als der Mönch in das Haus hinein getreten, kam ihm die Besessene entgegen, und gab ihm einen Backenstreich. Dieser reichte die andere Seite auch dar. Hierauf schrie der böse Geist: Gewalt, ich werde vertrieben; und das Mädchen wurde den Augenblick von der Besitzung befreyet.

30.

Die Beine sind da, wo die Knie sich endigen.

Ein gewisser Normann war so gefährlich krank, daß er den Priester holen ließ, um von ihm die letze Oelung zu empfangen, als dieser ihn fragte, wo er denn die Füße hätte, (denn für allzu-

allzuheftigen Schmerz zog er seine Beine zusammen,) so sagte er: Sie werden sie wohl finden, suchen Sie sie nur, wo die Knie ein Ende haben.

31.

Der bestrafte Stolz eines Barbiers.

Der König Matthias Corvinus hatte einen Barbier bey sich, der auf seine Reichthümer und die Gnade seines Herrn so stolz war, daß er die Adlichen mit Verachtung ansah. Es speiseten einsmalen eine große Anzahl von Prälaten bey Hofe. Nach aufgehobener Tafel wußte es dieser Barbier so geschickt anzustellen, daß er einen jeden von ihnen sein langes Kleid durch einen unbemerkten Schnitt verkürzte. Den folgenden Tag wurde von nichts als diesem sonderbaren Zufalle gesprochen. Man wünschte den Thäter zu entdecken; allein er blieb unbekannt. Endlich fragte der König den Barbier, ob er nichts von der Sache wüßte. Er lachte, und gestand es ihm. Allein der König ließ ihm gleich Nase und Ohren abschneiden, damit er allezeit, auch wenn er weinte, die Mine eines lachenden an sich hätte.

32.

Der Blinde sieht mehr als der Sehende.

Zu den Zeiten des Königs Alphons von Sicilien lebte ein blinder Mann zu Girgenti, der sehr viel natürlichen Verstand besaß. Er begab sich von einem zum andern Orte, ohne Gefahr zu laufen, indem er es an Behutsamkeit und Geschwindigkeit so gar den Sehenden zuvor that. Sein ganzes Vermögen bestand in fünfhundert Ducaten, welche er auf dem Felde vergrub, aus Furcht, sie möchten ihm gestohlen werden. Dieses sah sein Gevatter, der nicht weit von dem Orte wohnte, er gieng den folgenden Tag dahin und nahm diesen vergrabenen Schatz heraus. Einige Tage darauf besuchte der Blinde diesen Ort wieder, um zu sehen, ob sein Geld noch da wäre; allein er fand es nicht, und gerieth gleich auf den Verdacht, daß es sein lieber Gevatter gewesen, der aus guter Nachbarschaft das Geld abgeholet hätte. Er gieng also einige Tage darauf zu ihm, beschwor ihn, er möchte das Geheimniß, welches er ihm als

seinem vertrautesten Freunde mittheilen wollte, Niemanden entdecken. Es beträfe einen Schatz, den er an einem gewissen Orte, welchen er ihm nennte, vergraben hätte; er bäthe sich aber zugleich einen freundschaftlichen Rath von ihm aus, ob er eine eben so starke Summe, die er noch nicht unterbringen können, auch dahin verbergen sollte. Lieber Gevatter, ihr könnet keinen bessern Ort dazu finden. Der Blinde verließ ihn hierauf; und der ehrliche Nachbar eilte mit der größten Geschwindigkeit, um das Geld wieder an den Ort zu thun, wo er es weggenommen hatte. Man darf eben nicht den scharfsinnigsten Witz haben, um die Ursache davon zu errathen. Kurz darauf kam der Blinde, nahm sein Geld heraus, und da er merkte, daß sein Nachbar nicht allzuweit von ihm wäre, so rufte er ihm zu: Gevatter, das mal sehe ich mehr, als ihr.

33.

Unerwartete Entscheidung eines weisen Richters.

Dem Kaiser Klaudius wurde eine sehr bedenkliche Sache zur Entscheidung vorgelegt. Es war ein junger Mensch, der sich lange in fremden Oertern aufgehalten, nach Hause zurück gekehret, er fand seinen Vater nicht mehr am Leben, und was das wunderbarste bey der ganzen Sache war, die Mutter wollte ihn nicht für ihren Sohn erkennen. Dem Manne hätte man es noch eher vergeben. Sie sagt ihm frey unter das Gesicht, er sey Ihr ganz unbekannt. Beyde führten ihre Beweise; aber die Sache wurde dadurch nicht entschieden. Was würden Sie wohl gethan haben, mein Freund, die Wahrheit in diesem Falle heraus zu bringen? Würden Sie wohl der Mutter befohlen haben, diesen jungen Menschen, den sie auf eine unerhörte Art nicht für ihren Sohn erkennen wollte, zu heurathen? Dieß that der Kaiser. Und die Mutter gestand endlich zu, daß es ihr Sohn wäre.

34. Das

34.

Das gehaltene Versprechen.

Der Graf Roderich wurde von dem Könige Ferdinand in eben dem Treffen gefangen, in welchem sein Bruder Alvarez geblieben war. Der König ließ ihn unter der Bedingung los, daß er ihm eidlich versprechen mußte, er wollte sich wieder in die Gefangenschaft, als ein redlicher Ritter stellen, wenn sein Bruder würde begraben seyn. Die Liebe zur Freyheit brachte ihn auf einem Einfall, den eben nicht ein jeder haben würde. Um sein Versprechen zu erfüllen, ließ er den Körper seines Bruders einbalsamiren, und führte ihn beständig als eine Mumie mit, wohin er sich begab. Und dieses that er so lange, bis Ferdinand selbst im Grabe lag.

35.

Der zu zeitig abgestattete Dank.

Ein gewisser Advocat in einer berühmten Stadt, wollte sich einmal eine Bewegung machen, weil ihm die lange Weile plagte. Sonst aber haben dergleichen Personen viele Geschäffte, daß

sie sich eben nicht über müßige Zeit beklagen dürfen. Freylich. Aber unser Advocat war einer von denenjenigen, die aus einer gewissen Ursache, welche man leicht errathen kann, von Führung aller Rechtshändel losgesprochen sind. Er ritt also aufs Land, und sein Unstern führte ihn zu einem großen Sumpfe, worinn er stecken blieb. Die Bauren aus dem nächsten Dorfe, denen er ehemals gedienet hatte, liefen aus Mitleiden hinzu, und bemüheten sich den Reuter und das Pferd heraus zu ziehen. Er war aber noch nicht ganz heraus, als er schon seinen Errettern dankte, und ihnen versicherte, er wollte ihnen diese Gefälligkeit doppelt vergelten, wenn er wieder die Freyheit erhalten sollte, Rechtssachen zu vertheidigen. Also seyd ihr nicht mehr, sagte einer von den schelmischen Bauren, ein Advocat? sie ließen ihn wieder in den Koth zurück sinken, liefen davon und schrien noch hämisch. Sucht euch andere Narren, die euch heraus helfen.

36.
Witzig beantwortete Frage des August.

August erblickte einsmalen einen jungen Menschen, der ihm vollkommen ähnlich war, in Rom, er winkte ihm, daß er näher treten sollte. Hierauf fragte er ihn, ob seine Mutter nicht manchmal in Rom gewesen. Nein, versetzte der Jüngling, wohl aber mein Vater.

37.
Die drey Könige zu Cöln.

Ein etwas hochmüthiger Ritter prahlte sich, daß er neun Könige in seiner Verwandtschaft zählen könnte. Er nannte wirklich sechse mit Namen. Die drey übrigen aber wollten ihm nicht einfallen. Ein witziger Kopf stand eben dabey, und sagte: O die drey kenne ich sehr wohl. Liebster Freund, versetzte der Ritter, helft mir doch darauf. Je, es sind die drey Könige zu Cöln.

38.

Ein Ring, der das geleugnete Geld wieder schafft.

Ein gewisser Kaufmann hatte einem angesehenen Bürger in Paris einen Beutel voll Goldstücken zum Aufheben anvertrauet. Als er wieder zurück kam, und sein Geld forderte, so sagte dieser: Lieber Freund, ich habe euch noch niemalen gesehen: wie kann ich von euch Geld empfangen haben? Gut, sagte jener, ihr sollt es mir wohl wieder geben, und lief gleich zum Könige, bey dem er ihn verklagte. Philipp wunderte sich über den Streich seines Gevatters, ließ den Kaufmann in das Nebenzimmer führen, und gab Befehl, daß man den Verklagten rufen sollte. Er erschien und wurde von dem Könige sehr gnädig empfangen. Sie unterhielten sich einige Zeit mit vertrauten Gesprächen. Endlich erblickte der König den Ring, den ihm der Bürger öfters angebothen hatte. Gevatter, sagte er, habt ihr noch den Ring? Ja, Sire, schon öfters habe ich mich unterstanden Sie zu bitten, daß Sie geruhen möchten denselben anzu-

nehmen

nehmen, und ich wiederhole jetzt nochmals meine unterthänige Bitte. Der König ließ sich es gefallen, schickte den Ring heimlich zu der Frau nach Hause, damit sie dem Ueberbringer den Beutel mit den Goldstücken ohne Bedenken abfolgen ließe; den er von ihr verlangte. Sie that es, in der Ueberredung, daß ihr Mann den Ring ihr zum Zeichen mit schickte. Hierauf ließ der König den Kaufmann aus dem Nebenzimmer treten, hörte seine Klage an, und da der Gevatter alles leugnete, nahm Philipp den Beutel und übergab ihn dem rechtmäßigen Besitzer; den nichtswürdigen aber jagte er aus seinem Reiche.

39.

Geschichte des Baumorin, eines Pariser Schneiders.

In Paris lebte ein berühmter Schneider, der wegen seiner Geschicklichkeit in Erfindung neuer Moden bey den Hofleuten sehr beliebt war: er hieß Baumorin: und sein einziger Sohn, Michael. Er hätte sich durch seine Kunst einen überflüßigen Unterhalt verschaffen können;

allein er besaß eine Neigung, die ihn antrieb, Reichthümer zu erlangen, ohne sie verdient zu haben. Einer von seinen Freunden, dessen Bekanntschaft ihm eben nicht rühmlich war, wurde wegen eines Diebstals eingezogen und zum Galgen verurtheilt. Sein Gewissen erlaubte es ihm nicht, ein Geheimniß mit sich sterben zu lassen, daran Baumorin den größten Antheil hatte. Er entdeckte kurz vor seiner Hinrichtung, daß der Hofschneider ein großes silbernes Waschbecken aus dem Hause des Ministers entwendet hätte. Baumorin, der ehrliche Mann, sollte das gethan haben? sagte der Minister, man lasse die Sache genau untersuchen. Es geschah, und der Beschuldigte war so aufrichtig, daß er sein Verbrechen gestand. Er war in Gefahr seinem guten Freunde nachzufolgen. Seine Gönner, die er bey Hofe hatte, vermittelten es noch, daß er in Gnaden zu den Galeeren verdammt wurde. Es war eben zu der Zeit, da Heinrich der II seine Schwester Margaretha dem Herzoge von Savoyen zur Gemahlinn gegeben. Nachdem die Vermählungsfeyerlichkeiten ihr Ende erreicht, ließ der König eines der schönsten Fahrzeuge in den Haven zu Marseille ausrüsten, auf welchem

welchem die Neuvermählten nach Nizza gebracht werden sollten; Baumorin befand sich nebst noch andern Sklaven in demselben. Sie langten glücklich in dem Orte ihrer Bestimmung an, das Schiff lag einige Zeit zu Nizza vor Anker; endlich kaufte es ein Spanier, und segelte damit nach Neapel.

Die Frau des Baumorins suchte sich unterdessen auf eine ehrliche Art zu erhalten, und hatte ihren Sohn in der Musik unterrichten lassen, dazu er von den ersten Jahren an eine ganz besondere Neigung geäußert. Als er das 22 Jahr seines Alters erreicht, bekam er eine heftige Begierde zu reisen, vorzüglich aber Rom zu sehen. Er fand bald eine erwünschte Gelegenheit seinen Vorsatz auszuführen. Ein großer Prälat, der eben wegen wichtiger Geschäffte dahin sich begab, nahm ihn mit in sein Gefolge. Seine Mutter wurde es endlich überdrüßig länger in der Einsamkeit zu leben; schon lange hatte sie nichts mehr von ihrem Manne erfahren; sie glaubte also, daß er längst gestorben wäre: und wie viel Frauenspersonen sind nicht, die eben das glauben würden? Sie heyrathete endlich einen Schreiber.

Michael hatte das Glück zu Rom bey einem Cardinal in Dienste zu kommen, der ihn wegen seiner Geschicklichkeit in der Musik sehr hoch hielt; so daß er in kurzer Zeit ein Ansehnliches an Gelde zusammen brachte. Er war ein Franzose, und von denen weis man, daß sie nicht lange an einem Orte bleiben können; er suchte also bey seinem Herrn um die Erlassung seiner Dienste an, welcher ihn, wiewohl sehr ungerne, von sich ließ. Sein Weg gieng nach Neapel. Als er hier einige Tage durch, das Sehenswürdigste betrachtet hatte, so kam er auch an den Haven, wo Galeeren und andere Schiffe in Menge sich befanden. Der erste, welcher ihm daselbst begegnete, war ein Alter mit grauen Haaren, der zwar die Kennzeichen eines Sklaven an sich hatte; doch aber freyer, als die übrigen herum gieng. Michael trat näher zu ihm, redet ihn Französisch an, und fragte ihn, da er hörte, daß er eben dieselbe Sprache redete, ob er ein geborner Franzose wäre. Mein Freund, erwiederte der Alte, wir sind Landsleute, aber ich bin so lange aus meinem Vaterlande abwesend, daß ich beynahe dasselbe vergessen habe. Jetzt sind es zwanzig Jahre, daß ich es habe ver-

verlassen müssen. Bey diesen Worten seufzete er. Michael wunderte sich darüber, und bath ihn, er möchte ihm doch die Ursache seiner Betrübniß entdecken. Ich seufze nicht vergebens, erwiederte der Alte, ein betäubender Schmerz, ein nagender Gram foltert mein Gemüthe, so oft ich an mein voriges Leben zurück denke, und den gegenwärtigen elenden Zustand, darinn ich mich befinde, damit vergleiche; so oft ich mir das Bild meines Sohnes vorstelle, den ich zu Paris in einem Alter von zwey Jahren zurück gelassen. An diesem dachte ich eben, da ich Sie erblickte: und in der That indem ich Sie sehe, so scheint mir es, als wenn ich meinen Sohn vor Augen habe: ob ich gleich die Züge des Gesichts, welche er in dem zarten Alter gehabt, und die in meinem Gemüthe noch lebhaft eingedrückt sind, nicht entdecken kann. Der Jüngling fragte, wie denn der Knabe geheißen: Michael Baumorin, versetzte der Alte. Er ließ sich mit ihm in ein längeres Gespräche ein, nennte ihm den Namen seiner Frauen, das Haus, wo er gewohnet, und beschrieb die übrigen Umstände seines Lebens so genau, daß Michael anfangs glaubte, er hätte einen Geist vor sich, oder wenig-

stens einen vom Geiste besessenen. Dem ohnerachtet aber ließ er doch nichts merken, sondern kehrte nach seiner Herberge zurück, und brachte die ganze Nacht unter mancherley Gedanken zu. Das machte ihn am meisten zweifelhaft, daß er öfters die Mutter hatte sagen hören, der Vater wäre gestorben; wenn er aber das überlegte, was der Alte so umständlich und genau erzählt hatte, so glaubte er, daß sein Vater noch lebte, und daß es eben der Alte sey. Des Morgens begab er sich früh wieder zu dem Haven, so wie er versprochen hatte, und fand den Alten auf ihn warten. Dieser erblickte ihn kaum, als er in einen Strom von Thränen ausbrach, und dabey versicherte, er könnte seinen Anblick nicht ohne Thränen aushalten; denn er glaubte in ihm seinen Sohn Michael Baumorin zu sehen. Bey diesen Worten konnte sich der Jüngling nicht länger halten, er warf sich in die Arme des Alten, und benetzte mit vielen Thränen den grauen Bart; stammlend sagte er zu ihm: Ich bin es — ich bin Michael Baumorin — euer Sohn. Was für Dank bin ich Gott schuldig! durch dessen Güte ich das gefunden, was ich nicht gesucht habe: welches ich aber unter allen

Dingen

Dingen in der Welt würde am ersten gesucht haben, wenn ich jemals die geringste Hoffnung gehabt, es zu finden, und was ich schon längst würde bemüht gewesen seyn, auszuforschen: wenn mich nicht die Ueberredung von eurem Tode zurück gehalten hätte. Der Alte war ebenfalls außer sich, er schrie vor Freuden und vergoß häufige Thränen. Mit Heftigkeit drückte er den Sohn an seine Brust, und sagte: ich habe Ursache, Gott für so ein unverhoftes Glück den grösten Dank abzustatten: Nachdem ich dich wieder gefunden, will ich gerne sterben. Nach oft wiederholten Umarmungen begaben sie sich beyde auf die Galeere, und Frühstückten mit einander. Der Sohn gieng hierauf zu dem Schifspatron, warf sich zu seinen Füßen, und bath ihn bey allem was heilig war, er sollte sich des Alten erbarmen, der als ein Sklave auf dem Schiffe seyn müßte; er sollte mit ihm, als einem unglücklichen Jünglinge Mitleiden haben. Ihn, fuhr er fort, hat nicht so wohl seine eigene Schuld, als ein widriges Schicksal in diese Knechtschaft versetzt, welche er zwanzig Jahre durch, unter allen Arten von Elend, erduldet, mich aber hat es bisher des erwünschten Anblicks

meines

meines Vaters beraubet. Sollte er ja auch diese Strafe mit Recht verdienet haben, so ist doch durch die Länge der Zeit diese Schuld einigermaßen gebüßt worden, und die gerechten, die zärtlichen Bitten eines Sohnes, den Sie hier vor sich liegen sehen, fordern ihr Erbarmen. Haben Sie Mitleiden mit einem Alten, und geben dem Sohne seinen Vater wieder. Das einzige was wir thun können, ist, daß wir für ihr Wohl die eifrigsten Wünsche zu Gott schicken, daß wir beständig an eine so große Wohlthat denken, und sie bey andern erheben. Er wollte noch mehr sprechen, allein der unempfindliche, der Barbar, stieß ihn mit harten und unempfindlichen Worten von sich, und benahm ihm alle Hoffnung. Doch dieser ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern gieng alle Tage zu ihm, ermüdete ihn mit Bitten für die Freyheit seines Vaters, bis er endlich den grausamen Befehl erhielt, nicht mehr sich bey ihm sehen zu lassen, wenn er nicht gleichfalls an die Galeere gefesselt werden wollte: Doch versprach er ihm, seinen Bitten Gehör zu geben, wenn er hundert Zechinen zahlen würde. Er brachte diese traurige Antwort seinem Vater, und da sie beyde diese

Summe

Summe nicht zusammen bringen konnten, so gieng der Sohn zu dem Herzoge von Savoyen, der diese Galeere von dem Könige in Frankreich, als ein Geschenk erhalten, und sie diesem neapolitanischen Schifsherrn verkauft hatte. Er langte eben zu Turin an, als der Herzog aus der Kirche gieng, dem er einen Fußfall that, ihm kurz seines Vaters Unglück und den gerechten Schmerz darüber vorstellte, und mit vielen Thränen und Schluchzen seine Hülfe anflehete, um den Alten in Freyheit zu setzen. Der Herzog ertheilte ihm die Antwort: da er keine Gewalt mehr über ein Schif hätte, das schon längst wäre verkauft worden, so beruhete die Freyheit des Sklaven blos auf der Willkühr des Eigenthümers dieses Fahrzeuges. Das einzige was er thun könnte, wäre, in einem Schreiben an dem Schifshauptmann, sich seines Vaters anzunehmen, er gab augenblicklich Befehl ihm eines auszufertigen, und fügte noch ein wichtiges Geschenk hinzu, wodurch die Auswirkung der Freyheit erleichtert werden konnte. Es bestand in funfzig Zechinen, die noch die Herzoginn mit einer gleichen Summe vermehrte. Mit diesen begab er sich über Rom, wo ihm noch seine

Freunde zwanzig andere schenkten, nach Neapel zurück: überreichte dem Herrn der Galeere das herzogliche Schreiben, und fand ihn viel leutseliger als sonst. Habt ihr das Geld, fragte ihn dieser, für die Freyheit eures Vaters mitgebracht. Ja, erwiederte jener, es sind hier dreyßig Zechinen. Er mußte sie auf den Tisch zählen, und erhielt davor die Freyheit mit seinem Vater hinzugehen, wo er wollte. Der Sohn lief voll von Entzücken auf die Galeere, nahm seinem Vater die Fesseln selbst ab, und führte ihn in eine bequeme Herberge. Der Alte hatte sich die Nacht seiner Fröhlichkeit so sehr überlassen, daß er in dem ganzen Hause alles in Unruhe setzte, und wenn der Sohn nicht seinen ausschweifenden Gewaltthätigkeiten Einhalt gethan hätte, so würde er gewiß in Gefahr gerathen seyn, wieder in Fesseln geschlossen zu werden. Den Tag darauf traten sie beyde die Reise nach Frankreich an, auf welcher der Sohn unglaubliche Beschwerlichkeiten ausstehen mußte: denn des Nachts stand der Vater auf, wenn der Sohn schlief, durchsuchte seine Taschen, und entwendete ihm das Geld, was er darinnen fand: so daß der arme Michael das noch übrige Geld

des Nachts verstecken mußte. Allein er unterstand sich nicht gegen den Vater ein Wort zu sagen, der ihm alle Beschwerlichkeiten der Reise zuschrieb, und alles Uebel anwünschte, daß er ihn aus der Sklaverey befreyet; sondern ertrug es mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit. Als sie endlich in Paris angelanget, so ersuchte er den Vater, daß er auf einige Zeit in die Kirche der Karmeliter gehen möchte und da so lange warten, bis er die Mutter, welche einen andern Mann geheyrathet, zu dieser unerwarteten Ankunft vorbereitet hätte. Was, sagte der Alte mit einer rasenden Wuth, sie hat einen andern Mann? ich schwöre ihr, ich will sie so empfangen, daß sie beständig an mich denken soll. Bey dem ersten Anblick des Sohnes war die Mutter außer sich, sie zerfloß in Thränen, und machte ihm zärtliche Vorwürfe, daß er so lange von ihr abwesend hätte seyn können. Der Sohn unterbrach sie, und sagte: er wäre Gott den größten Dank schuldig, daß er sie vollkommen gesund anträfe, welches das einzige gewesen, was er beständig gewünschet hätte. Allein er müßte ihr noch eine Neuigkeit melden, die ihr unstreitig sehr wunderbar vorkommen

würde. Sie fragte ihn begierig, was denn das wäre. Ich erinnere mich, versetzte er, daß ich öfters von euch gehöret, daß mein Vater gestorben sey: allein jetzt kann ich euch versichern, daß er noch lebt, daß er gesund und nicht weit von hier sich befindet. Ich sehe mich außer Stande einen guten Rath zu geben, was mit dem Manne, den ihr nun habt, anzufangen ist. Die Frau war ganz außer sich, als sie dieses hörte, und sie sank in Ohnmacht, da sie ihren ersten Mann wirklich die Treppe herauf steigen sah, denn er war seinem Sohne, vor Ungeduld länger zu warten, nachgegangen. So bald er seine Frau erblickt, gerieth er in Wuth. Du abscheuliges Ungeheuer, schrie er, du — hast dich unterstanden einen andern zu heyrathen! Ich schwöre dir, du sollst dieses Verbrechen mit dem Tode büßen. Er fiel sie hierauf rasend an, und würde seinen Zorn auf eine unmenschliche Art gegen sie ausgelassen haben, wenn nicht der Sohn dazwischen getreten wäre. Der Lärm im Hause war so groß, daß der andere Mann, welcher eben bey seinem Schreibpulte saß, die Treppe herunter gelaufen kam, um zu sehen, was vorfiel: so bald er seine Frau mit zerstreuten Haa-

ren erblickte, nahm er Theil an der Schlägerey. Der Sohn befand sich nun nicht mehr im Stande, die streitenden Partheyen aus einander zu bringen, er rufte also Hülfe. Die Nachbaren kamen Haufenweise herzu, und stillten endlich nach vielen Herumbalgen den Lärm. Der letztere Mann drohete, er wollte die Beleidigungen schon rächen, die seiner Frau widerfahren wären; der erstere schrie, du nichtswürdiger, der du andern ihre Weiber verführst, du sollst deine Strafe schon erfahren. Unterdessen trat der Polizeyaufseher herein, und ließ beyde in Verhaft bringen. Die Sache wurde zuerst von dem niedern Gerichte untersucht, die Advokaten beyder Partheyen zeigten dabey ihre ganzen Künste; allein der endliche Ausspruch, wurde dem Parlament überlassen. Er erfolgte einige Monate darauf, und bestand darinn: Johanna Perotta, sollte die Frau ihres ersten Mannes, des Schneiders Johann Baumorins verbleiben; die Sachen aber und den Hausrath sollte ihr letzterer Mann, der Schreiber bekommen. Dieser konnte sich also nach einer andern Frau umsehen. Vielleicht hat er sich Glück gewünscht, daß er von einer so großen Last befreyet wer-

den. Denn es giebt einige die behaupten, daß die mehresten verehlichten nur zwey freudige und erwünschte Tage erlebten, den Tag der Hochzeit und des Begräbnisses. Ob es wahr ist, das mögen die entscheiden, welche es erfahren haben; denn ich behaupte nichts, als was ich von andern gehöret habe. Unser alter Baumorin erhielt also zum zweytenmale, und das nach dem Wege Rechtens, seine Frau wieder. Er fieng seine Kunst wiederum an; allein der Verdienst war nicht so ansehnlich, als er sich wohl mochte eingebildet haben. Denn er hatte sie beynahe nach so vielen Jahren vergessen, und außerdem waren jetzt ganz andere Moden gewöhnlich, als ehemals, da er in so großem Rufe stand. Hierzu kam noch sein hohes Alter, seine Augen waren dunkel worden, und seine Finger starr, ob man gleich zum Stehlen keine gelenksamere finden konnte. In der That, jeder der sich bey ihm etwas machen ließ, erfuhr daß seine Hände zum Entwenden noch sehr geschmeidig waren. So viel traurige Stunden seiner ehemaligen Sklaverey, so viel Elend, das er zwanzig Jahr lang ausgestanden, hatten ihm ein so abscheuliches Laster nicht abgewöhnen können. Doch seine

rühm-

rühmliche Laufbahn sollte bald zum Ende eilen, wozu die Hochzeit eines seiner Nachbarn Gelegenheit gab, auf welche er nebst seiner Frau war eingeladen worden. Es war damals zu Paris gebräuchlich, daß man in einem für Geld gemietheten Hause die Gäste mit einem kostbaren Abendmahle bewirthete; man tanzte darnach, man spielte, man machte sich lustig, und warf die Hochzeitgeschenke in eine Schüssel, die zu der Absicht auf dem Tische stand. Der lustige Baumorin glaubte, daß er hier die Stelle des Bräutigams vertreten könnte, er nahm die Schüssel weg und machte sie leer. Als man nach geendigter Tafel abräumen wollte, so wurden die Hochzeitgeschenke vermißt, es entstand ein Murmeln unter den Gästen, und jeder verwünschte den Bösewicht, der diese That begangen hatte. Einer von den Anwesenden mußte es nothwendig seyn; man verschloß daher das Zimmer, und, um den Dieb zu entdecken, sollten eines jeden Taschen durchsucht werden. Baumorin hatte sich schon bey andern Gelegenheiten durch die verbotene Kunst einen Namen erworben, daß der, welchem die Taschenvisitation war aufgetragen worden, bey ihm anfieng; um

um sich bey andern nicht vergebene Mühe zu machen. Er war auch so glücklich, die Hochzeitgeschenke gleich bey ihm zu finden; und die übrigen Gäste würden ihm sehr übel gezeichnet haben; wenn nicht einer von den Aufsehern der Polizey mit zugegen gewesen, der ihn augenblicklich in Verhaft bringen ließ. Die Sache wurde ohne Umschweife untersucht, und Baumorin muste es sich gefallen lassen, den letzten Weg der Spitzbuben zu gehen. Der gröste Theil der Einwohner von Paris lief hinzu, als man ihn hinaus führte; nicht so wohl um einen Dieb hängen zu sehen, denn dergleichen Schauspiel war nicht selten; sondern einen in Bosheit grau gewordenen Alten zu betrachten, der Hochzeitgeschenke genommen, ohne die Hochzeit gemacht zu haben.

40.

Großmüthige Handlung des K. Ludwig des XII.

Ludwig der XII. ließ, nach dem Absterben des König Carls, die Bedienten desselben rufen, las das Verzeichniß ihrer Namen durch, und machte zu zweyen, die ihn ehemals beleidigt hatten,

hatten, da er noch Herzog von Orlean war, ein Kreuz. Sie sahen dieses, geriethen in die äußerste Bestürzung und machten sich heimlich davon, weil sie glaubten, daß dieß Zeichen den Galgen bedeutete. Allein der König ließ sie gleich zurück bringen, versicherte ihnen, er hätte damit blos seinem Gedächtniße zu Hülfe kommen wollen, um das erlittene Unrecht zu vergessen, daß dem Herzoge von Orlean widerfahren, welches der König niemals rächen würde.

41.

Witziger Einfall eben desselben.

Eben dieser König hatte erfahren, daß der Papst Alexander einem ungelehrten Geistlichen den Cardinalshut ertheilet hatte. Unser Papst, sagte er, weis seine Rollen geschickt auszutheilen, er zeigt uns Affen in Purpur, und Esel in Löwenhäuten.

42.

Carl des V. Neigung gegen die Deutschen.

Als einige spanische Hofleute den K. Carl den V. ersuchten, er möchte doch die Deutschen Trabanten und andere von dieser Nation von Hofe entfernen, und sie ihn deswegen öfters anlagen; so ließ er endlich die Deutschen alle vor sich fordern. Mit einer ernsthaften Mine erzählte er ihnen die Bitte der Spanier, und sagte: Kommt, ich bin auch ein Deutscher, wir wollen den Hof verlassen, damit wir diesen Herren nicht mehr beschwerlich fallen. Er gieng wirklich, und die deutschen Trabanten nebst noch verschiedenen andern folgten ihm eifrig nach. Allein die Spanier warfen sich dem Kaiser zu Füßen, bathen ihn auf das demüthigste, daß er bleiben, und ihrer Thorheit verzeihen möchte. Er that es, und ließ ihrem Stolze auf eine großmüthige Art Vergebung widerfahren.

43.

Des König Alphons weise Entscheidung einer zweifelhaften Rechtssache.

Als der König Alphons von Aragonien nach dem Tode seines Vaters die Regierung übernommen, so ereignete sich ein sonderbarer Vorfall. Ein Herr hatte seine Sklavinn zum Opfer seiner ausschweifenden Neigungen gemacht. Als sie einen sehr artigen Knaben zur Welt geboren, so verlangte sie die Freyheit, kraft des spanischen Gesetzes, welches haben will: daß die Leibeigne, welche von ihrem Herrn Kinder hat, frey gelassen werden soll. Der Herr wollte seine Sklavinn nicht gerne verlieren, er leugnete also, daß dieß Kind von ihm wäre: auf die Art glaubte er, so wohl die Leibeigene, als den Sohn zu behalten. Allein diese Frauensperson liebete zu sehr die Freyheit, als daß sie sich von dem Herrn dadurch abschrecken ließ. Die Sache gelangte an den König; und hier zeigte Alphons seine Weisheit, da er noch sehr jung war. Er gab Befehl, daß dieses Kind öffentlich verkauft werden sollte. Der Befehl

wurde

wurde vollzogen, und als man dem, welcher das meiste Geld gebothen, den Knaben auslieferte; so konnte der Herr den väterlichen Trieb nicht unterdrücken, mit weinenden Augen, gestand er, daß es sein Sohn sey. Der König sprach also den Augenblick dem Vater das Kind, und der Sklavinn die Freyheit zu.

44.

Die aus der Mode gekommene Strafe der Wollüstlinge in England.

Britannien hatte in den mittlern Zeiten ein schickliches Gesetze, wodurch die Ausschweifungen der Wollust eingeschränkt wurden. Derjenige, welcher mit einer Frauensperson allzuvertraut umgegangen, mußte auf Befehl des Priesters am nächsten Feste bey der Procession der Klerisey und des Volkes erscheinen, und ohne Hosen mit einer brennenden Kerze in der Hand um die Kirche gehen. Wer sich schämte, diese Strafe auszuhalten, konnte mit zwey Mark Goldes durchkommen. Ein gewisser Florentiner, der schon einigemal die Strafe an Golde erlegt hatte, wurde nochmals dieses Vergehens über-

überzeugt, und weil seine Schätze ziemlich erschöpft waren, so gefiel es ihm, die Kirchenbuße zu wählen. An dem bestimmten Tage erschien er mit einem langen Mantel bey der Kirche. Mitten unter der Menge von Manns- und Frauenspersonen ließ er den Mantel fallen, und stand blos da. Die Klerisey wurde über dieses Betragen unwillig, und befahl ihm die Hosen anzuziehen. Nein, sagte er, das geschieht nicht. Das Gesetz muß pünktlich beobachtet werden. Womit ich gesündigt, damit muß ich auch bestraft werden.

45.

Eine sonderbare Probe eines Vaters mit seinen Söhnen.

Es lebte zu den Zeiten des K. Fridrich des III. ein Graf, der eine vornehme Dame aus Ungarn zur Gemahlinn genommen, und mit ihr zwey Söhne gezeugt hatte. Da sie noch sehr jung waren, schliefen sie in einem Zimmer mit ihren Aeltern. Mitten in der Nacht rufte sie der Graf öfters, und fragte, ob sie nicht dürsteten. Sie antworteten nichts, denn sie lagen

im

im tiefen Schlafe. Dürstet euch nicht, schrie er, und stand auf und flößte ihnen Wein ein: sie erwachten darüber, und gaben den Wein wieder von sich. Hierauf wandte er sich an seine Gemahlinn: das sind gewiß nicht meine Söhne; denn sie schlafen die ganze Nacht, ohne Durst zu haben.

46.

Wie werden die Kirschen auf dem Lande gegessen?

Bernardinus von Siena, den der Papst Nikolaus der V. in die Zahl der Heiligen versetzt, erzählte in einer von seinen Predigten folgende Begebenheit. Einer adlichen Dame brachte einsmals ein Verwalter eine Schüssel mit Kirschen; sie verschloß sich damit in ihr Schlafzimmer, und aß den größten Theil davon, indem sie viele auf einmal in den Mund steckte und sie begierig mit den Kernen verschlung. Die übrigen ließ sie beym Essen auftragen, und biß drey bis viermal in eine, ehe sie dieselbe hinunter brachte. Ihr Gemahl hatte eben den Verwalter rufen lassen, um wegen einer Angelegenheit mit ihm zu sprechen. Guter Freund, sagte die

Dame

Dame zu ihm, wie ißt man denn die Kirschen auf dem Dorfe? Dieser hatte ihr eben durch einen Ritz in der Thüre zugesehen, wie begierig sie dieselben vorher gespeiset. Gnädige Frau, versetzte er, so, wie Sie dieselben in ihrem Schlafzimmer gegessen. Daß die Dame darüber roth geworden, das kann sich ein jeder Leser dazu denken.

47.

Entscheidung einer wichtigen Frage von einem Minoriten, die Seligkeit betreffend.

Ein gewisser eifriger Minorite predigte einmal vor dem Kaiser Albert zu Wien. Ob der Kaiser wegen wichtiger Geschäfte die vorhergehende Nacht schlaflos zugebracht, oder ob die Predigt des guten Paters opiatisch gewirkt, das ist uns jetzt unmöglich zu entscheiden. Genug der Kaiser schlief. Der Minorite wurde darüber unwillig, und schrie: ich frage euch, die Ihr hier gegenwärtig seyd, ob wohl Prinzen können selig werden? Er ließ sich hierauf in die Untersuchung der Sache ein, stellte sie sehr

zweifelhaft und schwer vor: und schloß endlich: Nein. Wenn Prinzen nach der Taufe in der Wiege sterben, so ist an ihrer Seligkeit nicht zu zweifeln.

48.

Ein Beweis von der erhabnen Denkungsart des König Alphons.

Als der König von Aragonien Alphons von Gaeta nach Neapel schiffte, so begegnete ihm die Königinn Johanna, nebst dem Johann Carazzoli, und vielen andern von den Vornehmsten des Hofes. Sforzia lief zum Könige und sagte ihm ins Ohr, da sie eben auf ihm zu segelte: jetzt können Ihre Majestät das ganze Neapolitanische Reich ohne Gefahr, ohne Blut zu vergießen, ganz sicher bekommen. Sie dürfen nur das ganze Gefolge nebst der Königinn, nach Sicilien als Gefangene schicken. Der König wandte sich mit Unwillen gegen ihn, und sagte, ob er nicht wüßte, daß er in dem Vorsatz aus Spanien gegangen, um einen wahren Ruhm nach Hause zu bringen; welcher nicht durch Untreu und List, sondern durch Tugend und Standhaftigkeit zu erlangen stünde.

49.

Aufrichtiges Geständniß eines Ehemannes.

Marianus Sozzini ein berühmter Rechtsgelehrter zu Siena, wurde von seinen Freunden um die Ursache gefragt, warum er nicht so fleißig, als ehedem, studirte. Ich habe geheyrathet, war seine Antwort. Aber warum hat Sokrates, versetzten diese, von seinem Eifer im Philosophiren nichts nachgelassen, da er doch ebenfalls eine Frau hatte? O, sagte Sozzini, Xantippe war mürrisch, und wie ich glaube, noch häßlich dazu; meine aber ist gesellig, und schön.

50.

Vier Seelen aus dem Fegefeuer in der Einbildung.

Es war am Tage aller Heiligen, da ein Dorfpriester in Andalusien seine Zuhörer mit vieler Rührung ermahnte, sie sollten den künftigen Tag mit Kerzen und Fackeln erscheinen, damit sie dieselben, in der Gruft, darinn die Todten-

beine lagen, anzündeten. Solche Lichter, setzte er noch hinzu, geben denen eine große Kühlung, die im Fegefeuer sich befinden. Je größer Licht, je mehr Erquickung. Nach geendigter Predigt redeten die Bauren verschiednes davon. Einer sagte: es scheint mir unmöglich zu seyn, daß Feuer denen so im Feuer sind, einige Kühlung verschaffen sollte. Wenn unser Priester viel Wasser in die Gruft schüttete, und sagte, daß dieses den Seelen Erquickung brächte, so ließe es sich noch eher glauben. Hierauf antwortete ein andrer: das Fegefeuer ist dem unsern ganz zuwider, daher wird es mit Feuer und nicht mit Wasser gelöscht. Sie stritten noch einige Zeit darüber. Endlich faßten sie sämmtlich den Entschluß: weil den Seelen Feuer behülflich wäre, daß sie den folgenden Tag ein großes machen wollten. Ein jeder möchte also zu Nacht so viel Holz, als er könnte, zutragen. Sie thaten es, und füllten damit den größten Theil der Gruft an. Des Morgens früh machte sich ein frommes Mütterchen mit vieler Andacht und Eifer auf, ihren abgeschiedenen Seelen eine schnelle Kühlung zu verschaffen, brachte ein Bündel kleines Holz, zündete es an; und weil

eben

eben damals ein starker Wind war, entbrannte das ganze Holz, daß nicht allein die Gruft, sondern auch die Kirche und der Pfarrhof in Flammen gerieth, so daß der arme Priester nebst seiner guten Freundinn, und zwey Kindern mit genauer Noth kaum entrinnen, und in eines von den benachbarten Häusern sich retten konnte. Die Alte, so das Feuer angezündet hatte, sah sie nackend laufen; o wie glücklich bin ich, rief sie aus, daß ich auf einmal vier Seelen aus dem Fegefeuer entledigt habe!

51.

Die vorgesetzte Beobachtung der Trennung der Seele von dem Körper.

Kanus Julius, der wegen einer Verschwörung von dem Kaiser Caligula zum Tode war verurtheilt worden, und der den Römischen Muth besaß, dem Kaiser unter die Augen zu sagen, daß wenn er davon etwas gewußt hätte, der Kaiser nichts sollte erfahren haben, brachte die zehn Tage, bis zu seiner Hinrichtung, ohne allen Kummer zu. Der abgeschickte Hauptmann, welcher ihn zum Richtplatz abholen sollte,

traf ihn eben beym Schachspiel an. Er zählte noch, ehe er weggieng, die Steine, und sagte zu seinem Mitspieler, nimm dich in Acht, daß du nicht nach meinem Tode vorgiebst, du hättest das Spiel gewonnen. Sie sind Zeuge, sagte er zum Hauptmann, daß ich mehr Steine habe. Seine Freunde waren traurig, daß sie einen so fürtreflichen Mann verlieren sollten. Was betrübt ihr euch, sagt er zu ihnen, ihr seyd noch zweifelhaft, ob die Seelen unsterblich sind, ich werde es bald erfahren. Einer von den Philosophen begleitete ihn, und da sie nicht mehr weit von dem Orte waren, wo er sollte hingerichtet werden, so sagte er zum Kanus: was denkest du jetzt? Ich habe mir vorgesetzt, antwortete er, in dem letzten Augenblicke genau Achtung zu geben, ob die Seele es empfinden wird, wenn sie sich vom Körper trennt. Sollte ich es beobachtet haben, so werde ich zu meinen Freunden kommen, und ihnen anzeigen, in was für einem Zustande sich die Seele befindet. Ob er sein Versprechen gehalten, davon schweigt die Geschichte.

52.

Die bestrafte Untreue eines Wirthes vom Prinz Maximilian.

Als der Kaiser Carl der V. in Deutschland sich befand, um die Reichsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, wurde Maximilian, der Prinz des Römischen Königs Ferdinand nach Spanien geschickt, um die Regierung dieses Reichs und der benachbarten Länder zu verwalten. Sein vornehmstes Vergnügen bestand in der Jagd. Er ritt einsmalen aus Granada nach aufgehobener Tafel in die nahe gelegenen Wälder, um seine Lieblingsneigung in Gefolge einiger von seinen Vertrauten zu unterhalten. Sie waren kaum einige Schritte in dem Walde geritten, als ein Hirsch über den Weg lief, der Prinz setzte ihm begierig nach, entfernte sich von seiner Begleitung, und schweifte lange in den dickſten Gebüschen herum. Die Nacht überfiel ihn endlich, er sah sich überall um, ob er nicht einen Ort finden könnte, wo er sicher vor den wilden Thieren und den Beschwerlichkeiten der Nacht wäre. Nach vielen Herumirren, ent-

deckte er in der Ferne eine kleine Hütte, auf welche er mit verhängtem Zügel zuritt. Guter Freund, sagte er zu dem Hirten, kann man bey euch herbergen? Ja, antwortete ihm dieser, ihr sollt mir willkommen seyn, steigt nur vom Pferde, und geht hinein. Es befanden sich in der Hütte sechs Personen. Außer dem Hirten, sein Sohn von ohngefähr zwanzig Jahren, ein Schäfer, der ziemlich robust, und alles zu unternehmen fähig war; die Wirthinn mit einem kleinen Mädchen, und ihrer Schwiegertochter, welche erst kürzlich geheyrathet, und in die Familie aufgenommen worden. Der Prinz sprang vom Pferde, gab es dem Schäfer zu besorgen, und gieng in die Hütte. Man bereitete ihm eine schlechte Abendmahlzeit zu, da er unterdessen beym Feuer saß, ohne etwas Böses von seinen Wirthsleuten zu argwohnen. Da sie nicht wußten, wer ihr Gast war, doch aber seine kostbare Kleider und sein edles Betragen sahen, so bildeten sie sich ein, er wäre irgend ein reicher und vornehmer Mann, und faßten den abscheulichen Anschlag, ihn umzubringen, damit sie sich seiner kostbaren Kleidung, und des Geldes, das er vielleicht bey sich hätte, bemächtigen könnten. Sie

machten

machten ihm also nach dem Essen ein Nachtlager in einer elenden Kammer, daran die Thüre vor Alter ganz morsch, und die Angeln los waren. Indem sie sich damit beschäftigten, bediente sich die Frauensperson, welche erst kürzlich den Sohn des Wirths geheyrathet, der Gelegenheit, und entdeckte dem Prinzen das abscheuliche Vorhaben. Sie mochte nun entweder zuerst mit zu dem Anschlage genommen worden seyn, und hernach Reue darüber empfunden haben; oder, welches weit wahrscheinlicher ist, sie mochte, ohne von demselben etwas zu wissen, blos aus den Minen und ungewöhnlichen hin- und herlaufen die Sache gemerkt haben. Genug, sie zitterte vor dem grausamen Unternehmen, und hatte Mitleiden mit dem Schicksal eines so fürtreflichen Prinzen, bath ihn, er möchte sie nicht verrathen, daß er die ganze Sache von ihr erfahren. Er hätte leicht der bevorstehenden Gefahr ausweichen können, wenn er ihnen frey gesagt, wer er wäre: allein er wollte es lieber auf seine eigene Tapferkeit, als auf die Treue solcher Nichtswürdigen ankommen lassen. Er beschloß also mit standhaftem und erhabenem Muthe der Gefahr entgegen zu gehen. Er begab sich also

ganz gelassen, in die ihm zubereitete Schlafkammer, wohin ihn der Wirth führte. Nachdem er die Thüre zugemacht, und einen schweren Kasten vorgesetzt, so nahm er eine Flinte in die Hand, und erwartete unerschrocken, wie die Sache ablaufen würde. Der Hirte hatte bemerkt, daß er von der Jagd und dem Reuten sehr ermüdet war, er glaubte daher, daß er bald einschlafen würde; in der Ueberredung gieng er zu der Kammer, fühlte mit der Hand an die Thüre; denn das hatte er sich nicht vorgestellt, daß er sie verrammelt finden würde. Als er sie nicht öfnen konnte, rufte er seinem Gaste und bath ihn, er möchte doch aufmachen, denn er müßte nothwendig hinein, um sich etwas aus dem Kasten zu holen. Dieser aber antwortete ihm, geht, ich kann euch nicht aufmachen, ich habe mich schon schlafen gelegt. Der Wirth fieng hierauf an böse zu werden, zu schreyen, zu lärmen, sich zu beklagen, er wäre in seinem eigenen Hause verrathen; er holte sich alsdann Gewehr, suchte Gewalt zu brauchen, und drohte ihm den Tod, wenn er nicht gleich aufmachte. Mit Hülfe seines Sohnes fieng er an die Thüre aufzurennen; der Schäfer aber versuchte durch

das

das Fenster einzubrechen; sie waren äußerst bemüht ihren Endzweck zu erreichen, weil sie jetzt merkten, daß ihr Anschlag verrathen worden. Maximilian sah, daß er das äußerste wagen müßte; er schoß also sein Gewehr gegen die Thüre ab, die Kugel drang durch und traf den Hirten: er rückte hierauf in der Geschwindigkeit den Kasten weg, brach heraus, stieß den Sohn des Wirths nieder, verfolgte den Schäfer mit bloßem Degen und jagte ihn in die Flucht. Doch hatte er die Gefahr noch nicht ganz überstanden: denn durch das Geschrey der Wirthinn, und den ungewöhnlichen Lärm, waren die benachbarten Hirten aufgeweckt worden, und überall zusammen gelaufen. Sie hatten bewafnet das Haus umringt: und forderten, daß man ihnen den Friedensstörer zur gerechten Strafe herausgeben sollte. Der Prinz war ohne Furcht, obgleich die Bauren auf eine unsinnige Art wütheten; er gieng selbst zu ihnen heraus, und sagte ihnen mit einer Unerschrockenheit und in einem hohen Ton, der sie etwas bestürzt machte: Ihr sehet hier den Statthalter von Spanien vor euch, wer sich untersteht, auch nur die geringste Gewaltthätigkeit gegen mich zu versuchen, der

soll sein Leben verwirkt haben. Wenn sie ihm nicht glaubten, so sollten sie ihn zu der nächsten Obrigkeit führen. Die Bauren wurden durch den edlen Anstand des Prinzen und durch seine unerschrockne Reden bewogen, ihm zu glauben, daß er der wäre, für den er sich ausgäbe, sie unterstanden sich also nicht, sich an ihm zu vergreifen. Doch konnten sie ihre grobe Art nicht verleugnen, sie fesselten ihn die Hände, und führten ihn also ganz frühe zu dem Gouverneur der nächsten Stadt. Einige von den Trabanten des Prinzen waren bereits eben dahin gekommen, um ihn zu suchen. Als sie ihn gefesselt und auf so eine schimpfliche Art bringen sahen, so wollten sie gegen die Bauren Gewalt brauchen; allein der Prinz untersagte es ihnen. Die ganze Sache wurde hierauf ohne Weitläuftigkeiten abgethan, und die Mitschuldigen einer so verabscheuungswürdigen That, empfiengen die verdiente Strafe. Der Schäfer wurde hingerichtet; und die Hütte in Asche verwandelt. Die Frauensperson, welche den vorgehabten Mord entdeckt hatte, erhielt von dem Prinzen wichtige Geschenke, und wurde von ihm ihr ganzes Leben durch auf eine anständige Art unterhalten.

53.

Der gedemüthigte Gesandte.

Als der König Matthias von Ungarn, Neustadt in Oesterreich belagerte; so kam eben ein Gesandter des Großsultans Bagazet bey ihm an. Dieser hatte sich durch seine Gesandtschaften an dem Hofe des Sultans in Egypten und andrer Fürsten des Orients einen großen Namen gemacht; und er rühmte sich auch selbst, daß er durch seine Beredsamkeit und Ansehen alle Prinzen, an die er geschickt würde, zu dem, was nur sein Sultan wünschte, bewegen könnte. Er prahlte, daß er eben dieses bey dem Matthias zeigen wollte. Der König bekam, vor seiner Ankunft, Nachricht davon, und er beschloß, nach seiner großen Denkungsart, den Stolz dieses großsprecherischen Gesandten zu demüthigen. Er ließ ihm die Zeit, da er Audienz bey ihm haben sollte, bestimmen. Als er erschien, gieng er mit ihm an die Seite der belagerten Stadt, wo er den nämlichen Augenblick einen heftigen Sturm auf die Mauren thun ließ. Hier verlangte er, unter den auf allen Seiten herumfliegenden Kugeln, den Vortrag des Gesandten

zu

zu hören. Dieser faßte sich sehr kurz, und der König antwortete ihm auf alles umständlich; worauf er den Bothschafter verabschiedete. Allein der hatte die ganze Antwort unter dem Donnern der Kanonen und dem Pfeiffen der Kugeln vergessen, er unterstand sich also nicht zu dem Großsultan zurück zu kehren; er bath zu wiederholtenmalen, daß man ihm die Antwort schriftlich ertheilen möchte; welches ihm aber gerade weg abgeschlagen wurde. Matthias lachte über diese Begebenheit und sagte, er ließ es auch dem Großherrn schreiben; Bagazet möchte inskünftige klügere Gesandten schicken, welche die ihnen ertheilte Antwort behalten, und Ihrem Prinzen hinterbringen könnten.

54.
Methode zu sehen, wie man schläft.

Ein wunderlicher Mensch wollte sehen, ob er auf eine anständige Art schliefe; er machte die Augen zu, und sah in Spiegel.

55.

Probe von einem zu verkaufenden Hause.

Ein anderer wollte sein Haus verkaufen, und trug einen Stein davon zur Probe herum.

56.

Der glückliche Aufschub.

Mahomed, der König von Granada, hatte seinen Bruder Abul Hejex, wegen eines Aufruhrs, ins Gefängniß werfen lassen. Hier befand er sich einige Jahre, als es dem Mahomed einfiel, er könnte wohl seinen Sohn in der Folge aus dem Reiche treiben, er schickte also einen von seinen Bedienten, der ihn im Gefängniße hinrichten sollte. Abul spielte eben Schach, da er hinein trat, ihm des Königes Befehl hinterbrachte, und ihn ermahnte, daß er sich zum Tode bereiten sollte. Dieser bath sich nur zwey Stunden Zeit dazu aus, welches ihm aber abgeschlagen wurde: endlich erlangte er durch vieles Bitten, daß er das Spiel zu Ende bringen konnte. Kaum hatte er sich wieder zum Schach bege-

begeben, um es fortzusetzen, als ein Bothe mit der größten Eilfertigkeit kam, der ihm die Nachricht brachte, daß Mahomed gestorben wäre, und das ganze Volk ihn an desselben Stelle einmüthig zum Könige von Granada ausgerufen hätte.

57.

Die Kunst einen Elephanten reden zu lehren.

Als Anton Marino in die Sklaverey der Türken gerieth, und sein Leben in der äußersten Gefahr war, so versprach er dem Sultan, er wollte eine der wunderbarsten Sachen vollführen. Dieser fragte ihn, worinn dieses Kunststück bestünde. Einen Elephanten, versetzte er, in zehn Jahren reden zu lehren. Man gab ihm auf Befehl des Großherrn, eines von den geschicktesten Thieren zu seinem Lehrlinge. Als sich seine Freunde über dieses sonderbare Unternehmen wunderten, und ihm vorstellten, er möchte nicht mehr versprechen, als er zu leisten fähig wäre, denn sonst würde er sich einen desto grausamern Tod zuziehen; so sagte er:

laßt mich nur machen. Innerhalb dieser zehn Jahre ist entweder der Sultan, oder ich, oder der Elephant todt.

58.

Die beschämten Ritter.

Der König Johann der II. von Portugal befand sich einsmalen auf der Jagd: er hatte sich so sehr ermüdet, daß er heftigen Durst empfand. Ein Ritter von seinem Gefolge wollte ihm eben einen Becher darreichen, allein ich weis nicht durch was für ein Schicksal er ihn aus der Hand fallen ließ. Die Umstehenden lachten, und er wurde ganz roth. Hierauf sagte der König: hört auf zu lachen. Der tapfere Ritter hat jetzt zwar den Becher, aber niemals seinen Schild oder Lanze in dem Treffen aus den Händen fallen lassen. Man kann leicht denken, daß diejenigen die Augen niedergeschlagen haben, welche das letztere gethan hatten: denn es waren einige zugegen.

59.
Ein großer Winzer ist eines großen Nachlesers werth.

Didakus Xerez Vargas, ein durch große Thaten berühmter Ritter, hatte sich in seinem Alter auf ein Landgut begeben, um daselbst die übrige Zeit seines Lebens in der Ruhe, von dem Geräusche der großen Welt entfernt, zuzubringen. Dem Könige Alphonsus von Aragonien, wurden seine Heldenthaten, die er unter dem Könige Ferdinand, seinem Vorfahren, ausgeführet, erzählet; er bewunderte dieselben, und brannte für Begierde diesen Mann zu sprechen. In der Absicht nahm er viere von seinen vertrautesten Dienern mit, und begab sich verkleidet auf das Landgut des Xerez, hier sah er ihn Reben abschneiden. Gleich befahl er seinen Begleitern, daß sie sich verbergen sollten, er selbst aber stieg vom Pferde, gieng ganz leise hinter ihm und laß die abgeschnittenen Reben zusammen. Vargas hörte hinter sich ein Geräusche, er sah sich um, erblickte den König, und warf sich mit Thränen zu seinen Füßen. Sire, was machen Sie hier, sagte er zum

Könige?

Könige? O laßt euch nicht stören guter Ritter, erwiederte ihm dieser. Ein solcher Winzer ist wohl eines solchen Nachlesers werth.

60.

Beyspiel von dem vergänglichen Glanze der Großen.

Kaiser Carl der V. hatte in seinem Alter die Regierung seinem Sohne Philipp übertragen, und war im Begriff nach Spanien zu schiffen, um daselbst in einem Kloster sein Leben ruhig zu beschließen. Er war in Vlissingen und wartete auf günstigen Wind; als der Kanzler Seld zu ihm kam, der von Ferdinand, seinem Bruder, an ihn war geschickt worden. Mit diesem unterredete er sich bis spät in die Nacht, und als Seld sich bey ihm beurlauben wollte; so klingelte der Kaiser, damit ihm Jemand von seinen Dienern leuchten sollte: allein es erschien Niemand; denn einige waren zu Bette, andere nicht zu Hause. Der Kaiser nahm also selbst das Licht, und begleitete den Kanzler, ob er es gleich auf das tiefste verbath, die Treppe herunter. Beym Abschiede sagte er zu ihm: mein

lieber Seld, erinnert euch zuweilen, daß der Kaiser, welchen ehemals so viel Trabanten umgaben, dem so viele Regimenter folgten; nun ganz allein von seinen Bedienten gelassen wird, und daß der, dem ihr so viele Jahre gedient, euch einmal das Licht vorgetragen hat.

61.

Der abgewiesene Genealogist.

Ein gewisser Mensch, dessen Namen die Geschichte nicht aufbehalten hat, kam zum Kaiser Maximilian den II. und bath sich die Gnade aus, daß ihm der völlige Gebrauch der österreichischen Archive erlaubt werden möchte; weil er sich vorgenommen hätte, den Ursprung dieses erlauchten Hauses von den ältesten Zeiten an herzuleiten. Aber was hat euch, fragte der Kaiser, dazu bewogen? Die Begierde, versetzte jener, Eurer Majestät, und dem ganzen österreichischen Hause zu dienen. O sagte der Kaiser, diese Arbeit, diese Dienste, will ich euch gerne schenken; denn es ist zu besorgen, daß ihr durch euren allzu sorgfältigen Fleiß auf einen Schuster, oder sonst einen guten ehr-

lichen

lichen Mann, als den Stifter unsers Hauses kommen möchtet. Man sieht leicht, daß dieser große Kaiser die Eitelkeit derjenigen lächerlich machen wollen, die ihr Geschlecht von den Trojanern, und wer weis wo sonst noch her ableiten.

62.

Der unerwartete Wunsch eines Wirthes.

Der König Philipp der II. von Spanien wurde einsmalen, auf seiner Reise nach Kastilien, von einem heftigen Ungewitter und Platzregen überfallen, daß er sich genöthigt sah, in die Hütte eines armen Landmannes einzukehren, und die Nacht über da zu bleiben. Der gute Pedro Charasco, so hieß der Mann, der das Glück hatte einen so großen Gast zu beherbergen, war ziemlich in Verlegenheit, was er ihm vorsetzen sollte. Er ließ alles auftragen, was er hatte. Man kann leicht denken, daß es dem Könige sehr wohl geschmeckt, und daß er nach einem stürmischen Tage recht sanft geruhet. Des Morgens ließ er seinen Wirth rufen, bezeugte ihm seine Zufriedenheit über die gute Aufnahme,

die er bey ihm gefunden, und befahl, daß er sich eine Gnade ausbitten sollte, er würde ihm nichts abschlagen. Charasco antwortete: ich bitte Gott, daß er Eure Majestät noch lange erhalten möge, und mir die Gnade erzeige, daß wir einander nicht mehr wiedersehen mögen. Dem König gefiel dieses, und er lobte die Weisheit desselben. Die Spanier haben ein bekanntes Sprüchwort: daß der ein König sey, der niemals einen König gesehen.

63.

Der Abt ohne es zu wollen.

Zu dem Könige Wilhelm von England kamen zwey Mönche, welche ihm eine beträchtliche Summe Geldes auf eine Abtey anbothen. Als er mit ihnen in Unterhandlung stand, sah er durchs Fenster einen Mönch von schlechtem Ansehen vorüber gehen, er rufte ihn zu sich, und sagte: was willst du mir geben, daß ich dich zum Abt mache? Ich, nichts. Das Gelübde der Armuth erlaubet mir nicht diesen Gedanken zu haben. Gut, versetzte der König: du sollst Abt seyn.

64.

Verlorne Wette.

In Augspurg war es, da bey Gelegenheit eines Reichstages eine große Anzahl Leute von verschiedenen Nationen zusammen kamen. Es wurde in einer Gesellschaft die Frage aufgeworfen, welches Volk wohl die übrigen an Witz und Verschlagenheit überträfe. Eine Wette zwischen einem Spanier und Deutschen von zwanzig Dukaten sollte dieses entscheiden. Der Spanier prahlte sich, er wollte die Eyer aus einem Neste so geschickt wegholen, daß der darauf sitzende Vogel es nicht einmal merkte. Gut, sagte der Deutsche, zeige du deine Kunst, ich will auch versuchen, was ich kann. Sie giengen mit einander vor die Stadt, in Begleitung derjenigen, die sie zu ihren Schiedsrichter erwählet hatten. Man suchte an verschiedenen Orten Vogelnester, endlich fand man eines. Der Spanier legte sein seidnes Kleid, seinen goldnen Gürtel, seinen Dolch ab, und stieg sehr zufrieden auf den Baum; als er bis auf den Gipfel gekommen; nahm der Deutsche des Spaniers Sachen und gieng davon. Die Richter sprachen

dem letztern den Sieg. Vermuthlich wird der Vogel davon geflogen seyn, ehe der Spanier noch die Eyer heraus geholet; denn er schrie eben, da er den Deutschen mit seinem Kleide fortlaufen sah.

65.

Das verlorne Schnupftuch.

Eine vornehme Frau hatte unter Weges ihr Schnupftuch verloren. Dieses fand ein ehrlicher Mann, trug es in die Kirche, und legte es auf den Altar; damit der Priester es derjenigen Person wieder geben möchte, die es verloren hatte. Bald darauf trat ein anderer zum Altar, und versicherte, daß es seine Frau verloren hätte, nahm es zu sich, und schenkte es derselben, erzählte ihr zugleich, auf was für Art er dazu gekommen wäre. O du böser Mann, versetzte diese, wie kannst du so was thun? Weißt du nicht, daß derjenige nicht selig werden kann, welcher das Entwendete nicht wieder giebt? Ich wünschte, erwiederte der Mann, daß ich dich selbst wieder geben könnte: denn so würde ich so wohl in diesem, als in jenem Leben glückselig seyn.

66. Ein

66.

Eine Mauer, die sich der spanischen Prahlereyen schämet.

Ein gewisser spanischer Ritter, der sonst ein ehrlicher Mann, aber dabey etwas ruhmsüchtig war, befand sich in Apulien als Statthalter über einige an der Küste gelegene Orte; als eben eine beträchtliche Anzahl von türkischen Seeräubern da landete. Sie wurden von den häufig in der Eil zusammen gelaufnen Bauren empfangen, viele davon getödtet, die übrigen verjagt, und ihnen verschiedene Fahrzeuge weggenommen. Der Statthalter befand sich freylich nicht mit bey dem Treffen, aber doch glaubte er, daß ihm ein großer Theil von dem Ruhm dieses glücklichen Gefechtes gebühre, weil es unter seiner Statthalterschaft vorgefallen war; er ließ also die ganze Begebenheit an die Mauer bey dem Thore seines Palastes malen, mit beygefügter kurzer Beschreibung, in welcher sein Name als Anführer und Haupt oben an stand. Allein das ganze Gemälde war so nachläßig gemacht, daß man in kurzer Zeit nur dunkle Spuren

davon bemerken konnte, denn der Regen und Wind hatte es ziemlich verlöscht. In dem traurigen Zustande sah es ein vorübergehender Italiener, der auf eine rühmliche Art sich in diesem Gefechte hervor gethan. Er rufte dabey aus: das ist doch noch eine Mauer, die nicht Prahlereyen bestätigen will!

67.

Ein drolliger Diebstahl.

In Florenz hatten zwey Diebe mit einander Gesellschaft gemacht, um in dem Hause eines Kaufmanns sich etwas zu holen, von dem sie leben könnten. Sie begaben sich des Nachts dahin. Der eine davon nahm den Posten an der Thüre ein, der andere aber, der weit beherzter, wenigstens verschlagner war, die Geschichte sagt, daß er Schwämme unten an die Schuhsolen gebunden, begab sich weiter hinein. Er gerieth bald in das Schlafgemach, wo der Kaufmann mit seiner Frau lag. Es war eben damals eine sehr heiße Nacht, beyde hatten also nur eine seidne Decke über sich geworfen. Als der Nachtschwärmer weiter nichts sah, was er mitnehmen konnte; so schlich er sich beym Mondenschein an

die

die Seite des Bettes, wo die Frau schlief, und zog die Decke zu sich, so daß der Mann beynahe blos da lag. Dieser war schlaftrunken, er zog sie wieder zurück, indem er glaubte, daß seine Frau ihm dieselbe weggenommen. Hierauf zerrete wieder der Dieb daran: worüber der gute Mann so aufgebracht wurde, daß er sagte: Frau, was machst du? hier hast du sie ganz, bedecke dich damit, wie du willst; und warf zugleich die ganze Decke von sich: welche der Dieb stille zusammen nahm und zu seinem Gefährten brachte. Das muß in der That ein sehr ernsthafter Spitzbube gewesen seyn, daß er seinen Diebstahl nicht durch ein lautes Lachen verrathen hat.

68.

Eine Entschuldigung, die nicht ihres gleichen hat.

Ein Gaskonier hatte das Unglück seinen einzigen Sohn zu verlieren. Er ließ ihn begraben. Einige Zeit darauf begegnete er dem Lehrer; und bath ihn mit vielen Umständen, er möchte es nicht übel nehmen, daß sein Sohn einige Zeit her, aus der Schule geblieben: denn er wäre gestorben.

69.

Der bezahlte und glücklich befolgte Rath.

Es lebte in Florenz ein sonderbarer und grillenhafter Mensch, die Geschichte nennt ihn Hugolin. Er hatte sich eine Frau genommen, ohne zu überlegen, wovon er sie würde unterhalten können. Seine Sorgen deswegen fiengen erst mit der Ehe an, und sie vermehrten sich so stark, daß er endlich seine Frau, die schwanger war, verließ; in der Welt herum irrete, und einen Herrn suchte. Er fand verschiedene, bey denen er sich nicht lange aufhielt, endlich kam er zu einem gelehrten und weisen Manne, dem er viele Jahre durch diente. Als er sich ein kleines Vermögen gesammlet, so reizte ihn die Begierde, wieder nach Hause zu seiner Frau zu reisen: er bath deswegen seinen Herrn, daß er ihn der Dienste entlassen möchte, und erhielt seinen Abschied. Es wurde ihm nicht allein sein Lohn richtig ausgezahlt, sondern er bekam noch ein ansehnliches Geschenk an Gelde. Beym Weggehen ersuchte er seinen Herrn um einen guten Rath, den er mit nach Hause nehmen wollte.

Dieser konnte es ihm nicht abschlagen, weil er so treu gedienet hatte, doch verlangte er aus einer gewissen Absicht, die der Leser im folgenden entdecken wird, acht Zechinen davor. Acht Zechinen, das ist doch viel? Hugolin machte dabey große Augen. Endlich aber zählte er sie ihm auf den Tisch hin. Ob die Vorschriften so viel werth sind, das bin ich begierig zu sehen. Sie lauteten so: **Sey niemals der erste, wenn du über einen Fluß setzen willst. Kehre nicht bey dem Wirthe ein, der dich allzu dienstwillig und begierig einladet. Traue denenjenigen Menschen nicht, welche die Natur gezeichnet. Schiebe deinen Zorn bis den folgenden Tag auf.** Hugolin sah das anfangs für Kleinigkeiten an; weil er aber von der Klugheit seines Herrn öfters selbst ein Zeuge gewesen, so glaubte er endlich, daß es wohl werth wäre, diese Vorschriften wenigstens nicht ganz zu vergessen. Kaum war er einige Meilen gegangen, als er an einen Fluß kam, auf welchem er weder eine Brücke noch ein Schiff fand, darauf er hätte hinüber kommen können. Hier fiel ihm der erste Rath ein, er hielt es vor dienlich, ihn zu befolgen und legte sich ans Ufer.

Kurz

Kurz darnach kamen zwey andere Reisende, welche einige Zeit auf ein Schiff warteten, aber endlich ungeduldig wurden; sie glaubten eine Untiefe gefunden zu haben, fiengen an durch den Fluß zu gehen, und verloren darinn ihr Leben. Hugolin sah dieses, und mit Thränen der Dankbarkeit dachte er an den weisen Rath seines Herrn. Es kam ein Schiff, auf welches er sich setzte und glücklich an dem andern Ufer anlandete. Er sah in einiger Entfernung andere Reisende, zu denen er sich gesellete, und auf ein Wirthshaus zugieng, das ganz allein mitten auf dem Felde stand. Der Wirth war an der Thüre, rufte ihnen zu, und bath sie mit der größten Höflichkeit, sie möchten doch bey ihm einsprechen, er würde sie nach Möglichkeit zu bedienen suchen. Sie ließen sich leicht überreden, nur allein Hugolin blieb zurück; denn es fiel ihm eben damals der zweyte Rath seines weisen Herrn ein. Er gieng weiter, und nahm sein Nachtlager in einer andern Herberge. Bey Anbruch des Tages sah er seine Gefährten halb nackend gelaufen kommen, er fragte sie, was ihnen begegnet wäre: o wie klug bist du gewesen, war ihre Antwort, daß du nicht bey dem abscheulichen Räuber von

einem Wirthe geblieben. Wir sind von ihm und seinen Leuten geplündert, und noch dazu mit Stockschlägen fortgejagt worden. Hugolin erstaunte darüber, und freute sich, daß er den klugen Erinnerungen seines Herrn gefolgt. Nachdem er in seine Vaterstadt wieder zurück gekommen, so beobachtete er alles was um sein Haus war genau, und erkundigte sich, so viel als möglich, ins geheim, wegen seiner Frau. Dieses bemerkte einer von seinen Nachbarn, welcher einen abgeschornen Bart hatte, bucklicht war und etwas schielte. Was geht euch die Frau an, sagte er, um die ihr euch erkundiget? Ihr wollt euch doch nicht für ihren Mann ausgeben. Geht nur, ihr werdet mehr, als einen Schwager bey ihr finden. Diese Worte giengen dem Hugolin bis an die Seele; er wäre beynahe mit Gewalt in das Haus eingedrungen, und hätte seinen Zorn jeden, der ihm begegnet wäre, fühlen lassen; wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit der dritte Rath eingefallen wäre. Doch hielt er sich um das Haus noch einige Zeit auf. Da die Nacht schon eingebrochen, sah er einen Geistlichen die Thüre mit einem Schlüssel aufthun und hinter sich zu machen. Hier gerieth er in

Hitze, und dachte auf die grausamste Rache, und wollte auch schon das Haus aufbrechen, aber die letzte Erinnerung, welche ihm sein Herr ertheilt hatte, hielt ihn zurücke. Er entschloß sich also, seinen Zorn bis auf Morgen aufzuschieben. Unterdessen gieng er zu seinem guten Freunde, um da über Nacht zu bleiben. Dieser empfieng ihn mit allen Zeichen eines Vertrauten, doch konnte er nicht umhin, ihm einige Verweise zu geben, daß er seine Frau so viele Jahre lang als eine Wittwe verlassen, und sie nicht einmal gewürdigt, ihr nur mit einem Worte zu melden, ob er noch am Leben wäre, oder wo er sich aufhielte. Als sich hierauf Hugolin begierig wegen seiner Frau bey ihm erkundigte, so erzählte er ihm, daß sie kurz nach seiner Abreise einen Sohn zur Welt gebracht, den sie durch das, was sie mit ihren Händen verdienet, unterhalten; sie wäre bemüht gewesen, ihm eine anständige Erziehung zu geben, und er hätte in den Wissenschaften einen so glücklichen Fortgang gemacht, daß er bereits in einen geistlichen Orden getreten, und jetzt im Stande sich befände, seine Mutter zu ernähren; sie selbst aber konnte er nicht genug wegen ihres eingezognen und keuschen

Wandels loben. Unter andern entdeckte er ihm auch, daß ein gewisser Mann in der Nachbarschaft wäre, der seine Frau zu verführen gesucht hätte, er wäre aber entdeckt und von dem Sohne verklagt worden, und zur Strafe hätte man ihm den Bart abgeschoren. Hugolin hörte alles dieses mit dem größten Vergnügen an, und sah ein, daß er den Rath des Weisen, welcher ihm anfangs von keiner großen Erheblichkeit geschienen, nicht zu theuer erkauft hätte. Er lebte hierauf noch viele Jahre mit seiner Frau und seinem Sohne in der grösten Zufriedenheit.

70.

Die wiedergefundene Schwester.

Zu Chio lebte ein gewisser Patrizier aus dem Geschlechte der Volter, das ehemals sehr berühmt war, nun aber ausgestorben ist. Dieser reiche Kaufmann hatte ein griechisches Mädchen kennen lernen, ihre Reize hatten ihn so eingenommen, daß er sich endlich entschloß, sie zu eheligen. Sie lebten mit einander vergnügt, und wendeten alle ihre Sorgfalt auf den einzigen Sohn, den sie hatten. Als dieser ein solches

Alter erreicht, das zu Geschäfften fähig ist, wurde er nach den Niederlanden geschickt, um die Handlung seines Vaters daselbst zu besorgen. Einige Jahre darauf beschloß der Alte selbst, wegen wichtiger Angelegenheiten, nach Antwerpen zu reisen, wo sein Sohn sich befand. Indem er dazu Anstalten machte, entdeckte ihm seine geliebte Griechinn, daß sie schwanger wäre; dieses aber konnte ihm von seinem gefaßten Entschlusse nicht abbringen. Er nahm also mit vielen Thränen von seiner Frau Abschied, und überreichte ihr einen goldnen Ring. Du weißt, sagte er zu ihr, daß mich meine zärtliche Liebe gegen unsern Sohn nöthiget, diese lange und gefährliche Reise zu unternehmen, ich bin allzu sehr überzeugt, wie vielen Unfällen das menschliche Leben ausgesetzt ist; hebe also diesen Ring sorgfältig auf: wenn dir die Vorsehung das Leben verlängern sollte, nachdem du einen Sohn, oder Tochter geboren, ich aber nicht wieder zurück käme; so soll dieser Ring so wohl uns, als unsern Kindern ein sicheres Pfand und Beweis ihrer Geburt seyn, wodurch wir sie, und sie uns erkennen können. Ich werde, wenn ich sterben sollte, unserm Sohne, einen vollkommen

ähn-

ähnlichen geben. Hierauf stieg der gute Volta zu Schiffe, und gelangte nach vielen überstandnen Stürmen und Gefahren glücklich in Antwerpen an. Man kann sich leicht vorstellen, mit was für Freude ihn sein Sohn aufgenommen. Unterdessen brachte seine Frau in Chio eine Tochter zur Welt, die sie mit aller möglichen Achtsamkeit und Zärtlichkeit erzog. Es ist wahr, die Abwesenheit ihres Mannes verursachte ihr viel quälende Sorgen; aber sie wurde in etwas beruhigt, da sie die Nachricht erhielt, daß er glücklich in Antwerpen angelangt wäre, und die Hoffnung, ihn einmal wieder zu sehen, verminderte ihren Kummer. Nachdem sich Volta einige Jahre bey seinem Sohne aufgehalten, wollte er wieder zu seiner Frau zurück kehren; allein ein hitziges Fieber vereitelte seinen Entschluß, und riß ihn ins Grab. Seine Frau rührte diese traurige Nachricht so stark, daß sie für Gram abgezehrt, ihm in wenig Wochen nachfolgte. Kurz vor ihrem Tode hatte sie ihrer Tochter, die zehn Jahr alt war, den Ring eingehändiget, und ihr den Gebrauch davon entdeckt. Ihre Sitten, ihr ganzes Betragen, war mit so viel Anstand, Unschuld, und reizender Anmuth ver-

 bunden,

bunden, daß sie von allen bewundert wurde. Der Bruder, hatte kaum den Tod seiner Mutter erfahren, als er einen von seinen besten Freunden nach Chios schickte, welcher die Constantia, so hieß seine Schwester, nebst allen ihr zugehörigen Sachen nach Genua bringen sollte. Allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Denn nachdem sie drey Tage eine erwünschte Fahrt gehabt, so entstand ein so heftiger Sturm, daß das Schiff die Segel und den Mast verlohr, und man alle Augenblicke sich eines Schiffbruchs versah. Die Schiffer waren in einer solchen Verzweiflung, daß sie in das Boot sprangen, und die Constantia allein, nebst ihrem Mädchen und einem alten Diener im Schiffe zurück liessen. Die Bootsleute fanden den Tod, wo sie das Leben gesucht hatten; Constantia aber langte glücklich im Hafen an. Ihr Bruder bekam durch andere Nachricht von dem traurigen Schicksal dieser Schiffart, und gab alle Hoffnung auf, seine Schwester jemals zu sehen; denn alle glaubten, sie hätte im Schiffbruche ihr Leben verloren. Unterdessen geschah es, daß Philadelph, so hieß der Bruder der Constantia, wegen dringender Angelegenheiten nach dem Orient fahren mußte.

Er ließ sehr kostbare Waaren auf das Schiff bringen, und segelte mit dieser Ladung durch den Archipelagus nach Alexandrien. Als er hier nach Wunsch seine Geschäffte verrichtet hatte, fuhr er nach verschiednen da herum liegenden Inseln, und kam endlich nach Nikosien, einer berühmten Stadt in Sicilien. Er kehrte daselbst in das beste Gasthaus ein: alles gefiel ihm hier, doch unter diesem vorzüglich die junge Wirthinn, deren Keuschheit durchgehends gerühmt wurde. Das hieße die Geduld der Leser prüfen, wenn wir ihnen mit vielen Umschweifen die artigen Gespräche der schönen Wirthinn und des verliebten Gastes erzählen wollten. Das ist eine Sache für einen Romanschreiber. Philadelph wurde von ihren besiegenden Reizen so eingenommen, daß er sich entschloß alles zu wagen, um seine Absicht zu erhalten. Er versuchte dieses zuerst durch Schmeicheleyen, durch Versprechungen, durch Geschenke zu erlangen; allein vergebens; endlich glaubte er mit List etwas auszurichten, und da ihm auch dieses nicht glückte, so beschloß er das äußerste, mit Gewalt sie zu seinem Willen zu zwingen. Er nahm einige von seinen guten Freunden mit, und brach des Nachts

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

in das Schlafzimmer seiner schönen Wirthinn, entdeckte ihr mit abgebrochnen Worten seine Neigung, und bath, daß sie seine Wünsche erfüllen möchte. Mit vielen Thränen suchte sie ihn abzuhalten; allein Philadelph entblößte seinen Degen, und sagte: Wenn Sie Lukretia sind, so sehen Sie hier einen Tarquin. Hierauf warf sie sich voll von Verzweiflung zu seinen Füßen, und konnte vor Schluchzen kaum die Worte sprechen: Sind Sie der einzige von einer so grossen Anzahl von Gästen, der mir durch das abscheuliche Verbrechen meine Keuschheit rauben will? Der nicht erröthet, meine Ehre, und sein eignes Gewissen auf die niederträchtigste Art zu beflecken und zu verletzen. Bedenken Sie wohl, was Sie vorhaben, und erzittern Sie vor Gott, dem höchsten Rächer. Doch dadurch wurde er nicht erweicht, er drang auf sie, und seine Leute rissen ihr die Kleider ab; der wüthende Liebhaber entfernte hierauf seine Mitgefehrten dieser abscheulichen Unternehmung, und schob den Riegel vor. Hierauf suchte er wieder mit Bitten und einschmeichelnden Ausdrücken seine Absicht zu erreichen; denn dadurch glaubte er, könnte auch die standhafteste Keuschheit am besten besiegt wer-

werden. Allein sie schlug sich aus Verzweiflung an ihre Brust, und riß etwas, das sie am Halse hängen hatte, ab. O unglücklicher Ring, schrie sie, dich habe ich so lange, so sorgfältig, als ein Pfand meines Schicksals, als einen Beweis meiner Geburt, mit meiner Keuschheit noch bis jetzt erhalten! O unselige und auf immer mit Thränen zu beweinende Nacht, du raubst mir den Anblick eines Bruders, — den ich so oft, auch nur einmal, zu sehen gewünscht habe! Sie küßte ohne Aufhören den Ring. Dem Philadelph kam die Sache bedenklich vor, er wurde aufmerksam, und fragte im Ernst: was sie mit dem Ringe, sagen wollte? was sie für einen Bruder meynte? Sie erzählte ihm hierauf alles umständlich, so daß er überzeugt wurde, das wäre eben seine Schwester, die er für verloren gehalten hätte. Damit aber nicht der geringste Zweifel übrig blieb, so ersuchte er sie, ihm den Ring zu zeigen: er hielt ihn mit seinem zusammen, und fand, daß er vollkommen ähnlich wäre. Unbewegt voll Erstaunen stand er sprachlos da; nachdem er wieder zu sich gekommen, bath er sie kniend voll Reue um Vergebung, und umarmte sie als seine geliebteste

teste Schwester. Er war hierauf begierig zu erfahren, wie sie nach Nikosien gekommen wäre. Sie beschrieb ihn das Schreckliche des Sturms, den sie auf dem Meere ausgestanden, als sie eben in der größten Hoffnung gewesen, sich in seine Arme zu werfen; wie das Schiff von den Wellen hin und her geschleudert, endlich an das Gestade getrieben worden, wo sie ein Fischerbot erblickt; auf welches sie mit ihrem Mädchen und Bedienten gestiegen, und an das Land gesetzt worden. Sie hätte sich alsdenn nach Nikosien begeben, und von dem Schmucke, welchen sie im Schiffbruche erhalten, ein Haus gekauft, und ihr Leben in dem Zustande, darinn er sie gefunden, unterhalten. Der Bruder ersuchte sie hierauf den Ort zu verlassen, sie willigte in sein Begehren; ließ ihre Sachen zu Schiffe bringen, und segelte mit ihm nach Genua, wo sie die übrigen Jahre ihres Lebens zubrachte.

71.

Der wiedergefundne Schatz.

Zu Utrecht war ein blinder Mann, der von Almosen sich zwanzig Thaler gesammelt hatte, diese glaubte er nicht besser aufheben zu können, als wenn er sie in der Kirche unter eine Bank vergrübe; er that dieses wirklich, da er sich vorstellte, daß sonst Niemand in der Kirche wäre; allein ein Geistlicher hatte ihm zugesehen, und das Geld weggenommen. Den Tag darauf kam der Blinde wie gewöhnlich in die Kirche, suchte sein Geld; aber vergebens; er sagte also zu seinem Führer: bringe mich zu den Geistlichen, und gieb genau auf sie Acht, wenn du einen unter ihnen lachen siehest, so führe mich zu ihm. Er that, wie es ihm befohlen war; und der Blinde nahm den, welcher gelacht hatte, auf die Seite: Mein Herr, sagte er zu ihm, ich habe gehört, daß ihr ein sehr redlicher und frommer Mann seyd. Ich bin ein blinder und schwacher Mensch, und weis nicht, wenn ich sterben werde. Ich habe euch ein Geheimniß zu offenbaren, welches ich wünschte, daß es sonst Niemand erführe. In der Kirche unter einer

gewissen Bank, die er ihm nennte, liegen zwanzig Thaler vergraben, und ich bin gesonnen noch eine andere eben so große Summe hinzulegen, in der Absicht, daß ihr dieselbe aufhebet, und nach meinem Tode einige Seelenmessen für mich leset. Der Geistliche hörte dieses mit vielem Vergnügen an, war der letzte in der Kirche, und legte die zwanzig Thaler, welche er weggenommen hatte, wieder an ihren Ort. Allein den Morgen darauf, kam der Blinde, holte sich das Geld, und hintergieng den, der ihn betriegen wollte.

72.

Die Mühle malt so lange, als sie Wasser hat.

Ein gewisser Prior ließ seinen Mönchen bey der Tafel viel Wasser und wenig Wein vorsetzen. Es befand sich unter denselben ein Schwätzer, der beständig das größte Wort führte. Mein lieber Frater, sagte der Prior, wenn wird denn eure Mühle einmal aufhören? Worauf dieser versetzte: wenn sie weniger Wasser haben wird.

73.

Eine schwere Buße auf eine lange Beichte.

Ein gewisser Mailänder hatte ein großes Buch voll geschrieben, welches seine Sünden enthielt; ob es aus Thorheit, oder Scheinheiligkeit, oder wegen Vergeßlichkeit geschehen, das wollen wir an seinen Ort gestellt seyn lassen. Mit diesem dicken Buche begab er sich zu dem Pater Anton, der in einem großen Rufe der Heiligkeit stand, um bey ihm zu beichten, er überreichte ihm dasselbe und bath ihn, daß er es durchlesen möchte, weil darinn das Bekenntniß seiner Sünden verzeichnet stünde. Der Pater blätterte einige Augenblicke und sah, daß lange Zeit dazu nöthig wäre, wenn er es ganz durchlesen sollte, er gab es ihm also zurück und sagte: ich spreche euch von allen den Sünden los, die in diesem Buche stehen. Als der Beichtende hierauf fragte, was er ihm für eine Buße auflegte, so antwortete ihm der Minorite: Ihr sollt einen ganzen Monat alle Tage siebenmal das Buch durchlesen.

74.

Der redende Stumme.

Ein vornehmer Spanier hatte einen schon ziemlich erwachsenen Sohn, der von allen übel redete, und dadurch seinem Vater viel Verdruß zuzog. Der Vater befahl ihm daher ernstlich, er sollte auf immer schweigen. Eben damals geschah es, daß der König ein prächtiges Gastmahl gab, und ihn dazu einladen ließ. Bey der Tafel bezeigte sich der Sohn sehr artig, und wartete dem Vater auf, ohne ein Wort zu sprechen. Die Königinn betrachtete ihn aufmerksam, er gefiel ihr; weil sie in der Ueberredung stand, daß er taub und stumm wäre; sie ersuchte daher dem Vater; er möchte ihr denselben erlauben. Dieser betrachtete es als eine besondere Gnade, seinen Sohn in der Königinn Diensten zu sehen. Er blieb also am Hofe und wurde bey den geheimsten Angelegenheiten gebraucht, so daß er oft einen Zeugen von den Ausschweifungen der Königinn abgab. Zwey Jahre darauf hatte der König wiederum den Grandes von Spanien an seiner Tafel. Er fragte ihn ganz vertraut, ob denn sein Sohn, der eben damals

der Königinn aufwartete, durch einen Zufall oder von Geburt stumm wäre. Nein, versetzte dieser, sondern er redet blos deswegen nicht, weil ich es ihm wegen seiner bösen Zunge verboten habe. Hierauf ersuchte ihn der König, daß er ihm doch wieder die Erlaubniß zu reden ertheilen möchte. Dieser weigerte sich anfangs, und stellte ihm vor, daß er durch sein Reden Aergerniß anrichten würde. Als der König noch weiter in ihn drang, so sagte er endlich zu seinem Sohne, es steht dir frey zu sprechen, wenn es dir beliebt. Dieser wandte sich hierauf zu dem Könige; stattete ihm den verbindlichsten Dank ab, und sagte: Sire, Sie haben eine Gemahlinn, die an Ausschweifungen alle Frauenzimmer übertrift. Der König erstaunte, und verboth ihm weiter zu reden.

75.

Wapenstreitigkeiten.

Ein genuesischer Schiffspatron befand sich in einem Hafen in Frankreich, um gegen die Engländer zu kreuzen. Er führte in seinem Wapen den Kopf eines Ochsen. Dieses sah ein Französischer von Adel, und behauptete, daß dieses

ses sein Wappen wäre. Es entstand deswegen eine heftige Zänkerey, so daß endlich der Franzose den Genueser zum Zweykampf heraus foderte. Der Genueser begab sich auf den Kampfplatz ohne alle Waffen; dahingegen der Franzose sehr prächtig damit versehen war. Hierauf sagte der erstere, was ist es denn, warum wir uns jetzt mit einander herumbalgen wollen? Weil du mein Wapen führest, versetzte der andere. Aber was ist denn dein Wapen? fragte der Genueser. Der Kopf eines Ochsen. O wenn das ist, sagte der Genueser, so haben wir nicht nöthig uns einander den Hals zu brechen: denn das Wapen, was ich führe, ist nicht der Kopf eines Ochsen, sondern einer Kuh.

76.

Das Recept, als ein Lotterieloos gezogen.

In Rom, und unstreitig auch an tausend andern Orten, war ehemals die löbliche Gewohnheit, daß die Kranken ihr Wasser zum Arzte schickten; damit er daraus ihre Krankheit ersehen, und ihnen dienliche Mittel davor geben konnte;

konnte; wobey sie niemals die Bezahlung mit beyzulegen vergaßen. Ein gewisser Arzt daselbst hatte einige Nächte angewandt, um eine beträchtliche Menge von Recepten zu schreiben, die er alle zusammen in einen großen Sack warf. Wenn Jemand das Wasser zu ihm schickte, so steckte er die Hand in den Sack, und nahm das, was er zuerst ergrif, heraus, wobey er jedesmal sagte: Bittet den Himmel, daß er euch ein gutes Recept gebe.

77.

Ein guter Rath vor Schuldner.

In Pisa gieng einsmalen ein Kaufmann auf dem Markte betrübt und in Gedanken herum: Ihm begegnete sein guter Freund. Sagen Sie mir doch, fragte er ihn, warum Sie so niedergeschlagen sind? Ich denke eben jetzt an die Schulden, die ich nicht bezahlen kann. O überlassen Sie diese Sorgen, sagte sein Freund, Ihren Gläubigern!

78.

Treffende Antwort eines jungen Menschens.

Der Cardinal Angelotti war wegen seiner beißenden Einfälle, und Neigung, andern mit Reden beschwerlich zu fallen, berühmt; er redete viel, aber wenig kluges. Zu diesem wurde ein junger Mensch von zehn Jahren geschickt, der das, was er bey ihm ausrichten sollte, mit wenig Worten, auf eine einnehmende Art vortrug. Angelotti wunderte sich über das gesetzte Wesen und den anmuthigen Vortrag dieses jungen Menschen. Er fragte ihn verschiedenes, worauf er sehr treffende Antworten erhielt. Endlich wandte er sich zu der gegenwärtigen Gesellschaft und sagte: Solche witzige und gelehrte Knaben, verlieren mit den Jahren ihren Verstand und werden die dümmsten Alten. Worauf der junge Mensch den Augenblick versetzte. Ihre Eminenz müssen der weiseste Knabe gewesen seyn.

79.

Ein Erzbischof mit vier Füßen.

Zu der Zeit, da die Hofnarren noch durchgehends Mode waren, unterhielt ein gewisser Erzbischof ebenfalls eine solche Creatur. Er war ihm so unentbehrlich worden, daß er auch im Bette bey ihm liegen mußte. Der Erzbischof hatte an einer gewissen Nacht noch eine andere Person zu sich genommen; die geheime Chronik sagt, daß es eine Nonne gewesen. Der Hofnarr hätte wohl damals können weggelassen werden. Vielleicht dachte man nicht an ihn. Er machte bey allem dem mit Gesellschaft, und lag an seiner gewöhnlichen Stelle, welche unten bey den Füßen war. Es schien ihm diese Nacht, als wenn mehr Beine im Bette wären, als sonst. Er rührte den einen Fuß an, und fragte, wem er zugehörte. Mir, antwortete der Erzbischof; er fühlte den zweyten, dritten, vierten: Alle gehören mir, sagte er zu wiederholten malen. Hierauf sprang der lustige Rath aus dem Bette, machte das Fenster auf und schrie: Ihr Leute kommt und seht ein unerhörtes Wunder, unser Erzbischof hat vier Füße bekommen.

80.

Ein sicheres Mittel einen hungrigen Spötter zum Stillschweigen zu bringen.

Zu Florenz lebte ein sanftmüthiger Ritter, von kleiner Gestalt mit einem großen Barte. So oft er ausgieng, wurde er deswegen von einem witzigen Kopfe verspottet. Dieser trieb seine Spöttereyen so weit, daß endlich die sonst bewundernswürdige Geduld des Ritters ermüdet wurde. Er lief nach Hause, erzählte es seiner Frau, die ein wahres Mitleiden mit ihm hatte. Um ihren Mann von diesem beschwerlichen Spötter zu befreyen, bath sie ihn den folgenden Tag zu Gaste, bewirthete ihn aufs prächtigste, und ersuchte ihn beym Weggehen um die einzige Gefälligkeit, daß er inskünftige sich ihrem Manne nicht mehr von der lächerlichen Seite vorstellen wollte. Er versprach es ihr aufs heiligste, und was fast unglaublich ist, er hielt sein Versprechen. So oft er den Ritter nachmals sah, begegnete er

ihm mit aller Achtung, die sein großer Bart verdiente. Seine Bekannten verwunderten sich, und reizten ihn zu Spöttereyen; er aber sagte nichts, sondern legte blos die Finger auf den Mund. Unstreitig wird er ihnen das erzählt haben, was unsere Leser bereits wissen.

81.

Der bekehrte Wucherer.

Es wollte ein ehrlicher Mann bey einem alten Wucherer, welcher sich stellte als wenn er diese Kunst verschworen hätte, Geld aufnehmen. Er brachte ein silbernes Krucifix zu Pfande, in dem ein Stück von dem Kreuze Christi war. Hört nur, sagte der Wucherer, ich mache mir ein Gewissen daraus, diese Sünde begangen zu haben, und bin entschlossen, niemals mit dergleichen mich zu bemengen: aber geht nur zu meinem Sohne, der wird euch das Geld lehnen. Er gab ihm zugleich einen Bedienten mit, daß er ihm das Haus zeigen sollte. Als sie schon einige Zeit

fort waren, so fiel ihm ein, den Bedienten zurück zu rufen. Er kam. Hör, ich habe noch was zu erinnern, sage meinem Sohne, daß er ja nicht vergißt, das Stück Holz von dem Gewichte des Silbers abzurechnen.

82.

Der klein gestorbne Kanarienvogel.

Einem Gaskonier war ein Kanarienvogel gestorben. Einige Zeit darauf sah er einen Strauß, und sagte mit vieler Bewegung: Wenn mein Kanarienvogel noch lebte, so würde er jetzt eben so groß seyn.

83.

Geschichte einer Kiste, in welcher Uhren schlagen.

In Bari, einer Stadt von Apulien, wohnte ein reicher Jude, welcher Handlung trieb; in seiner Nachbarschaft befand sich ein Goldschmidt und Uhrmacher, die beyde sehr vertraut

traut mit einander lebten. Der Jude hatte eine große Menge von kostbaren Waaren einpacken lassen, um sie auf den nächsten Jahrmarkt einer nicht weit davon gelegenen Stadt zu schicken; als diese sich einfallen ließen, dieselben auf eine besondere Art an sich zu bringen. Es fehlte nur ein Mittel, wodurch sie ihre Absicht erreichten; und dieses fanden sie bald. Sie ließen eine Kiste von der Größe machen, worinn ein Mensch bequem eingeschlossen werden konnte. Hierauf giengen sie zu dem Juden, meldeten ihm, daß sie Willens wären, auf den nächsten Jahrmarkt zu reisen: da sie aber kein eigenes Haus hätten, und ihrem Wirthe nicht allzusehr trauen könnten; so bäthen sie ihn, er möchte ihnen doch die Gefälligkeit erzeigen, und ihre Kiste so lange in seinem Hause stehen lassen, bis sie mit seinen Waaren auf den Jahrmarkt gebracht werden könnte: es befänden sich verschiedene Uhren und andere Sachen darinn, die sie nicht bey sich tragen könnten. Der Jude versprach ihnen, zu Gefallen zu seyn, und gab seinen Leuten Befehl, sie sollten die Kiste, wenn sie gebracht würde, annehmen.

Um den Abend verschloß sich der Uhrmacher in dieselbe; der andere ließ sie zu dem Juden schaffen und an einem bequemen Ort stellen. Als es schon spät in der Nacht war, und die Leute in dem Hause in tiefen Schlafe lagen; so schloß der Uhrmacher die Kiste auf: man darf sich nicht wundern, daß er dieses vermögend war; denn er hatte den Schlüssel bey sich, und das Schloß konnte nur inwendig aufgemacht werden. Ein kleiner Hund lag eben bey den Waaren, dieser fieng erst an zu murren, und endlich zu bellen; so daß der Uhrmacher sich genöthigt sahe, ganz stille sein Behältniß wieder zu verschliessen. Als der Hund ruhig geworden, so versuchte er wieder heraus zu kommen; aber es war nicht möglich, denn der Hund lärmte noch mehr, als vorher. Wie mag ihm wohl zu Muthe gewesen seyn? Am besten eben nicht. Er hielt sich für verloren, als er den dritten Versuch wagte; weil die Magd durch das heftige Bellen des Hundes war aufgeweckt worden: diese lief einige Zeit in der Angst herum, und wußte nicht, was sie thun sollte, endlich schlug sie

Feuer. Der Uhrmacher war in der äußersten Verzweiflung, und wollte eben seine Kiste verlassen, als sie sich mit dem Lichte in der Hand näherte; doch fand er es noch nicht rathsam, sich zu zeigen, er verschloß sich also wieder. Der Hund hatte kaum die Magd erblickt, als er beständig um die Kiste herum lief und bellte. Durch diesen Lärm wurde endlich der Jude selbst aufgeweckt, er kam herzugesprungen, und fragte, was der Lärm bedeuten sollte. Die Magd versetzte hierauf, ich weis nicht, was in der Kiste stecken muß. Als dieses der Uhrmacher hörte, so machte er ein Geräusche mit seinen Instrumenten, die er bey sich hatte, als wenn die Uhren giengen. Der Jude schalt hierauf die Magd aus. Närrinn, hast du noch niemals Uhren gehört? Ich glaube, daß sie bald gar schlagen werden. Das war eine fürtrefliche Gelegenheit für den Gefangnen in der Kiste, er bediente sich derselben, und bestärkte den Juden in seiner Meynung, indem er mit seinem Instrument zwölfe schlug. Der Jude zählte die Schläge, fand sie richtig, und befahl der Magd, sie

sollte sich wieder schlafen legen und den Hund in die Küche sperren. Die Magd schnarchte schon, als der Uhrmacher aus der Kiste ganz ruhig heraus sprang, seinem Gefährten ein Zeichen gab, auf welches er längst gewartet hatte. Sie schafften die besten und kostbarsten Waaren fort, und brachten sie zu Schiffe, worauf sie nach einem ganz andern Orte fuhren, als den sie vorher genennt hatten. Der Jude erblickte bald früh das Leere in seinem Hause, und würde sich aus Verzweiflung gehenkt haben, wenn ihm nicht noch der einzige Trost zurück gehalten hätte, daß er diese listigen Diebe schon einmal ertappen, und ihnen das Geraubte wieder abnehmen, oder wenn dieses auch nicht geschehen sollte, sich durch den Galgen an ihnen gerächt sehen würde.

84.

Der von der Inquisition losgesprochne Schwarzkünstler.

Ein gewisser Neapolitaner von Adel, der seinen Verstand durch die Wissenschaften aufgeklärt hatte, war so unglücklich, daß er in die Inquisition gebracht wurde. Die Richter befragten ihn zuerst wegen seines Glaubens, und seine Antworten, waren vollkommen mit den Lehren der katholischen Kirche übereinstimmend. Hierauf legte man ihm die Frage vor: ob ein Mensch sich in ein Thier verwandeln könnte? Jetzt merke ich es, heilige Väter, dieß war seine Antwort; warum man mich Unschuldigen in Verdacht genommen. Man hat mich wegen zauberischer Künste in Verdacht, und vielleicht glauben gar einige, daß ich mich, wenn es mir nur beliebt, in einen Hund verwandeln könne. Allein die Wahrheit wird diese lächerliche Einbildungen leicht, so wie sie sind, zeigen. Ich sehe mich verbunden, ihnen dieselbe auf-

richtig zu entdecken. Mein Vater hatte mir statt der Erbschaft nichts als Schulden hinterlassen, in die ihn seine uneingeschränkte Güte gestürzt, da er vor andere sich verbürgte. Von mir verlangte man die Bezahlung. Ich befand mich in der äußersten Verlegenheit, wie ich den ungestümen Forderungen der Gläubiger entgehen sollte. Endlich fand ich ein Mittel, wodurch ich ihre Absichten zu vereiteln glaubte. Meine Stube worinn ich mich befand, war getäfelt, ich nahm ein Brett heraus, machte eine Höhlung in die Wand, in der ich bequem stehen konnte, und fügte es so geschickt wieder ein, daß Niemand, auch nicht die geringste List argwohnen konnte. Eines Tages stand ich eben beym Fenster, und sah die Gerichtsdiener mit großen Schritten gerade auf das Haus, worinn ich wohnte, zueilen. In der größten Eilfertigkeit warf ich den Rock von mir, zog die Schuhe aus, und verbarg mich in mein Schlupfloch. Mein treuer Hund legte sich unterdessen auf meine Kleider. Kurz darauf traten die Gerichts-

diener

diener in die Stube, durchsuchten alle Winkel, spaheten alles im ganzen Hause aus, und da sie mich nirgends fanden, und doch meine Kleider sahen, auf welchen der Hund lag und heftig bellte; so geriethen sie auf den Einfall, ich müßte ein Schwarzkünstler seyn. Hier ist gar kein Zweifel, sagte einer zu dem andern, der Hund da, muß der abscheuliche Betrüger seyn; wir haben das Haus besetzt, durchsucht, wir finden ihn nirgends, und doch sahen wir ihn einige Augenblicke vorher. Kommt wir wollen den Hund nehmen, das Gefängniß wird ihm wohl wieder die vorige Gestalt geben. Sie giengen auf dieses treue Thier los, aber er wehrte sich mit seinen Zähnen fürtreflich, und lief endlich, nachdem er einen von seinen Feinden stark verwundet hatte, davon. Die Gefahr, worinn ich mich befand, hielt mich von dem Lachen zuruck, welches ich sonst in jedem andern Falle, unmöglich hätte unterdrücken können. Sie nahmen meinen Rock und Schuhe mit, da sie weiter nichts fanden, brachten sie der Obrigkeit, und

 erzähl-

erzählten die ganze Sache so, daß ich für einen offenbaren Zauberer gehalten wurde: sie betheuerten, sie hätten es mit ihren Augen gesehen, daß ich mich in einen Hund verwandelt, und so wäre ich ihnen entkommen. Die ernsthaften Richter der Inquisition lachten über diese sonderbare Begebenheit; liessen alles auf das genaueste untersuchen, und nachdem sie es der Wahrheit gemäß befunden, sprachen sie den vermeynten Schwarzkünstler los.

85.

Träume sind nicht zu verachten.

Es lebte zu Dordrecht ein junger Mensch, welcher sein ganzes väterliches Vermögen durchgebracht, und noch überdieß in schwere Schulden verfallen war. In diesen kläglichen Umständen wußte er zuletzt nicht, wohin er sich wenden, oder was er anfangen

sollte.

sollte. Er brachte viele Nächte schlaflos zu. Von Sorgen abgemattet fiel er endlich in einen unruhigen Schlummer: er sah einen Menschen vor sich, der ihm den Rath ertheilte, er sollte nach Campen reisen, und dasjenige thun, was ihm ein Mensch sagen würde, den er auf der Brücke fände und der sich mit ihm in ein Gespräch einließe. Denn nur auf die Art könnte er in den Stand gesetzt werden, sich aus seinen verwirrten Umständen zu helfen. Der Elende sah dieses als eine Stimme vom Himmel an, begab sich auf den Weg, und kam glücklich nach Campen. Fast den ganzen Tag gieng er auf der Brücke auf und nieder, er fand keinen, der geneigt schien, sich mit ihm zu unterhalten; endlich redete ihn ein Bettler an, der eben da saß, und fragte ihm, warum er so niedergeschlagen, so in Gedanken beständig hin und her gienge. Er wollte sich ihm anfangs nicht entdecken, und wich also der Frage durch verschiedene gleichgültige Gespräche aus Da er aber an ihm einen ehrlichen und treuherzigen

Mann

Mann fand, so erzählte er die ganze Sache, die ihn bis hieher zu reisen vermocht. Ich bin verloren, sagte er zuletzt, wenn mir nicht Gott auf eine außerordentliche Art hilft. Wie können Sie wohl so thöricht seyn, versetzte der Bettler, und sich auf einen Traum verlassen? was ist wohl ungereimter, als dieses. Wenn ich eben so wunderlich denken wollte, so würde ich jetzt gleich nach Dordrecht laufen, um einen großen Schatz daselbst, zu heben, welcher unter einem gewissen Baume vergraben liegt. Denn so ist es mir im Traume vorgekommen. Er fügte noch verschiedene Umstände hinzu, woraus der junge Dordrechter schliessen konnte, daß dieses nothwendig der Garten seines Vaters seyn müßte. Er lachte mit ihm und spottete selbst über seine eigene Leichtgläubigkeit. Allein ob es ihm damit ein Ernst gewesen, das ist eine andere Sache. Denn er nahm bald darauf von ihm Abschied, eilte nach Dordrecht zurück, gieng in den Garten, suchte den ihm beschriebnen Ort, grub unter dem Baume,

und fand, ohne daß es ihm viel Mühe kostete, einen so großen Schatz an Silber und Golde, daß er davon seine Schulden bezahlen, und die übrige Zeit seines Lebens mit Bequemlichkeit und nach Wunsche zubringen konnte.

86.

List über List.

Es hatte ein Dieb in dem Hause eines Reichen einen silbernen Becher gesehen, der unten ziemlich verbogen war. Er gieng auf den Fischmarkt, kaufte einen stattlichen Hecht, und brachte ihn der Frau, nebst einen Gruß von ihrem Manne, und dem Befehle, sie möchte ihn gleich zurichten lassen; denn er würde Gäste mit nach Hause bringen: zugleich bath er sich den verbognen Becher aus, weil er ihn zu dem Goldschmiede tragen sollte, damit er bey der Abendmahlzeit könnte gebraucht werden.

Die Frau ließ sich übereilen. Nein, das hätte ich doch nicht gethan, wird manche hier sagen; einem Unbekannten so was zu geben; das ist nicht zu verzeihen. Allein wer hat nicht seine Schwachheiten? Dieser Frauen ihre bestand in einer übertriebenen Neigung von jedem Gutes zu denken. Und wer wünscht sich nicht diese weit eher, als jede andere bey seinem Nächsten zu finden. Genug, sie glaubte diesem Menschen, und gab ihm den Becher. Er traf eben seinen guten Freund auf der Straße an, und erzählte ihm sein Glück. O, sagte jener, du hast mir noch was übrig gelassen; ich muß jetzt gleich hinlaufen, und den Hecht holen. Als er in das Haus trat, fand er die Frau mit ihren Kindern weinend. Freudig und mit heiterer Mine sagte er zu ihnen: Gebt euch zufrieden; Euer Herr hat eben den Dieb mit dem Becher ertappt. Er soll jetzt gleich mit dem Hechte aufgeknüpft werden; gebt mir ihn also geschwinde, damit die Hinrichtung nicht aufgehalten wird. Was thut man nicht

öfters in der Verwirrung? Die Frau überließ ihm den Hecht, und er gieng frohlockend damit fort, da er seinen Bruder noch an List übertroffen hatte.

87.

Die Jüngste bekommt den Mann.

Ein Vater hatte drey Töchter, die alle zum Heyrathen fähig waren. Es kamen verschiedene, die sich um sie bewarben, und den Vater ersuchten, er möchte ihnen die, welche ihm beliebte geben: er suchte ihre Gesinnungen zu erforschen; allein keine unter ihnen konnte sich zur Ehe entschliessen. Wir wollen also, sagte er, die Sache dem blossen Zufall überlassen, da keine von euch durch vernünftige Vorstellungen sich bewegen läßt. Bringt mir gleich ein Gefäße mit Wasser, fahrt mit den Händen hinein, und zieht sie bald wieder heraus; die, welche

zuerst trockne Hände haben wird, soll Heyrathen. Sie thaten es. Die jüngste machte so starke Bewegungen damit, indem sie ihre Abneigung gegen das Heyrathen zeigen wollte und schrie: Nein, nein, keinen Mann, daß unter allen ihre Hände am ersten trocken waren.

Legende

Legende der Weisen und Thoren.

Zweytes Buch.

1.

Ein kleiner Einfall bringt einen Esel über die Brücke.

Ein armer Landmann zog mit seinem Esel, den er mit Holz beladen hatte, zu einer gewissen Stadt, um es daselbst zu verkaufen. Ihr Weg brachte sie an eine schmale Brücke, die dem Esel allzuverdächtig vorkam. Er blieb also bey derselben stehen, ohne einen Fuß weiter zu setzen; ob er gleich mit Schlägen auf das äusserste dazu genöthiget wurde. Es kamen noch andere Bauren dazu, die alle ihre Kunst anwandten, um dieses vorsichtige Thier hinüber zu bringen: einer zog, der andere schob, der dritte schlug, alle schrieen: allein vergebens. Von vieler Arbeit sahen sie sich etwas um, so wie diese Art von Leuten ge-

wohnt ist, und erblickten in der Ferne zwey Mönche, welche aus den naheliegenden Kloster kamen. Wir wollen doch warten, redeten sie einander zu, bis diese guten Väter bey uns sind, vielleicht wissen sie Rath. Sie legten unterdessen die Hände über einander, und sahen den Esel an. Endlich näherten sich ihnen die Mönche, und der älteste fragte sie: Lieben Leute, was macht ihr da? Je, wir haben hier einen verstockten Esel, der nicht über die Brücke zu bringen ist. Geht nur, sagte der alte Mönch, und laßt mich allein machen; ich will ihn bald ohne viele Mühe hinüber bringen. Die Bauren traten zurück, und sahen ihm tückisch unter die Augen. Dieser faßte gleich den Esel, der mit dem Kopfe gegen die Brücke gekehrt war, drehte ihn herum, nahm seinen Schwanz und zog ihn damit rücklings. Das Thier empfand es kaum, so schnurrete es mit so großer Eil über die Brücke, daß es den Alten würde geschleift haben, wenn er nicht zu verschmitzt dazu gewesen wäre. Die Bauren kamen ganz langsam hinten nach, gaften den Mönch an, und fragten ihn mit Verwunderung, von wem er ein so schönes Geheimniß gelernt hätte. Der ehrliche

Pater

Pater versetzte: es fiel mir eben bey der Farbe des Esels eine gewisse Art von Mönchen ein, die alles widersinnig thun.

2.

Kunst, gestohlne Mäntel unkennbar zu machen.

Zu Rom wurde in einer Gesellschaft von gelehrten und ansehnlichen Männern von den Werken des Petrarca gesprochen. Einige behaupteten, daß er vieles von den alten Dichtern entlehnt; andere, daß alles, was man bis jetzt noch an ihm bewunderte, seinem eignen Genie zuzuschreiben sey. Man ließ es endlich auf die Entscheidung eines gewissen Bolognesers, der Landi hieß, ankommen, welcher eben bey dem Tische saß, und seinen Mantel weggelegt hatte. Nach meiner Meynung, sagte er, hat es Petrarca mit den alten Dichtern eben so gemacht, wie die Spanier mit den Mänteln, die sie des Nachts gestohlen. Sie geben ihnen eine andere Gestalt, und setzen neue Tressen darauf, daß man sie nicht mehr erkennen kann. Ein Spanier von Adel war eben dabey, hörte die Lobrede auf seine

Landsleute, und kehrte sich mit einer hohen Mine zum Landi. Was sagen Sie da von den Spaniern? Landi schien, als wenn er in Verwunderung gerieth. Also sind Sie auch ein Spanier? Gleich holte er seinen Mantel, nahm ihn um, und setzte sich wieder zur Gesellschaft.

3.

Das zu kleine Denkmal eines Wucherers.

Thomas Guadagni, ein florentiner Kaufmann, hatte sich durch die damals gewöhnliche Künste, die auch jetzt nicht ganz aus der Mode gekommen, so viel erwuchert, daß er dem Könige Franz dem I. fünf hundert tausend Thaler lehnen konnte. Einige Jahre vor seinem Tode gerieth er auf den Einfall, sich ein Denkmal zu stiften. Ein Hospital war es, welches er zu Lyon aufbauen wollte. Um diesen ruhmwürdigen Versatz wirklich auszuführen, kaufte er einen Platz dazu, zeigte ihn seinen Freunden, die er nur antraf, und bath sich ihren guten Rath aus, wie das Gebäude am bequemsten und prächtigsten könnte eingerichtet werden. Unter allen

diesen

diesen war Salterelli, sein Landsmann, dem er am meisten trauete: und er hatte auch wirklich Grund dazu, weil dieser eine große Einsicht in der Baukunst besaß. Liebster Freund, sagte er zu ihm, erweisen Sie mir die Gefälligkeit, und entdecken mir freymüthig, ob Sie in dem Risse noch etwas zu ändern finden. Nein, der Riß ist schön; nur das einzige vermisse ich, der Ort ist allzu klein. Warum sagen Sie dieses? fragte Guadagni, sehen Sie nicht, wie groß der ganze Platz ist? Ja ich gestehe es, er ist groß, versetzte Salterelli; allein wenn alle in das Hospital kommen sollten, welche durch Sie arm gemacht worden, so würde kaum die Hälfte davon Raum haben.

4.

Der ins Feuer geworfne Bogen.

Ein gewisser König in Persien fand ein großes Vergnügen an dem Bogenschießen. An einem Frühlingsmorgen gieng er in Begleitung einiger seiner vornehmsten Hofleute vor die Stadt spatzieren. Als sie sich auf einer angenehmen Ebene befanden, zog er seinen Ring mit einem kostbaren Steine vom Finger, ließ ihn

auf einen erhabnen Ort legen, und zugleich bekannt machen, wer denselben treffen würde, sollte ihn zur Belohnung haben. Es waren nicht weniger als vierhundert Bogenschützen damals zugegen, welche alle in dieser Kunst eine besondere Geschicklichkeit besaßen, sie beeiferten sich dieses Kleinod zu gewinnen; aber umsonst; denn Niemand unter ihnen hatte das Glück den Ring zu berühren. Von ohngefähr war ein Knabe zugegen, welcher sich vorher niemals nach dem Ziel zu schießen geübt hatte; diesem kam die Lust an, ebenfalls einen Versuch zu wagen, er drückte den Pfeil ab, und das Glück führte ihn nach dem Ringe. Der König sprach ihm denselben zu, und ließ ihm noch andere herrliche Geschenke reichen. Vielleicht würden viele durch diesen glücklichen Umstand angereizt worden seyn, sich mit dieser Kunst ihr ganzes Leben durch zu beschäftigen. Allein der Knabe war klüger, er nahm den Bogen und Pfeil, und warf sie ins Feuer. Warum aber that er dieses? Das überläßt man Ihrer Scharfsinnigkeit zu errathen.

5.

Der Maler, welcher kein Jude seyn will.

Zu Köln lebte ein berühmter Maler, der aber sehr bequem, verschwenderisch und ein Liebhaber des Weins war. Dieser malte viele Stücke von Christo, und gab sie den Wirthen zum Pfande, wo er sich lustig machte. Man fragte ihm, warum er sie nicht verkaufte. Darum, versetzte er, weil ich nicht ein Jude seyn will.

6.

Die Stute findet den Hengst.

Ein reicher Bauer hatte nach Neustadt in Oesterreich Weizen zu Markte gebracht; der Verkauf war so vortheilhaft für ihn gewesen, daß er sich in der Schenke recht wohl seyn ließ, ohne an seine Pferde zu denken. Als er wieder nach Hause fahren wollte, fand er nur Eines von denselben im Stalle. Er lärmte, er schrie, aber vergebens. Endlich lief er nach Hofe zu dem Kaiser, und beklagte sich, daß ihm

sein Pferd gestohlen worden. Friedrich fragte, ob er den Thäter wüßte. Nein, sagte der Landmann, aber das weis ich, daß mir es ein Dieb gestohlen hat. Der Kaiser wunderte sich, daß er nicht alle beyde verloren, da doch jetzt so viel Reuter in der Stadt wären, die Pferde bedürften. O, sagte der Bauer, das andere ist eine Stute, die sie nicht brauchen können. Gut, erwiederte Friedrich, setze dich gleich darauf, und reute in alle kleine Gassen der Stadt, deine Stute wird dir den Hengst schon wieder schaffen. Der Bauer that es, und als er zu einem unansehnlichen Hause kam, wieherte ein Pferd im Stalle. Ha, schrie er, das ist meines, sprang herunter, lief hinein, und holte es sich. Auf seiner Heimreise dachte er oft an die Weisheit des Kaisers.

7.
Die Jägermesse.

Der Herzog von Ferrara wollte eines Tages auf die Jagd reuten; er ließ daher den Abend vorher seinem Kaplan befehlen, er sollte morgen eine Jägermesse halten. Dieser befand sich in Verlegenheit, weil ihm der Fall noch

nicht

nicht vorgekommen war. Er suchte die ganze Nacht in seinem Meßbuche; endlich fand er die Geschichte von dem kranken Isaak, der seinem Sohn Esau befohlen, auf die Jagd auszugehen, und ihm von dem Wildpret ein Essen zu bringen. Der Hof erschien, und der Kaplan hielt seine Messe, aber sie war eine von den längsten, die jemals ist gehalten worden. Der Herzog brannte vor Begierde auszureuten, jeder Augenblick schien ihm eine Stunde zu seyn, der ihn abhielt, er war darüber ungehalten; doch, um nicht Aergerniß zu geben, übte er seine Geduld auf eine bewundernswürdige Art. Nach geendigter Messe nahm er den Priester vor. Mein lieber Kaplan, sagte er, warum habt ihr eben das Gegentheil, von dem was ich befohlen, gethan. Gnädiger Fürst, versetzte dieser mit Verwunderung: ich habe in meinem ganzen Meßbuche keine andere Jägermesse, als diese gefunden. O, sagte der Herzog, ich habe euch ja Befehl gegeben, daß ihr eine Jägermesse lesen solltet, nicht von Jägern, sondern vor die Jäger. Der Geistliche machte eine tiefe Vorbeugung, und versprach inskünftige allemal, wenn er eine Jägermesse lesen würde, die vor die Jäger zu wählen.

8. Suche

8.

Suche dir einen andern Bruder.

Einer von den Vertrauten des Vespasian, bath für einen gewissen Menschen, den er für seinen Bruder ausgab, um eine Statthalterschaft. Dem Kaiser kam die ganze Sache verdächtig vor; er ließ den, der das Amt bekommen sollte, zu sich rufen, und sich die Summe auszahlen, welche dieser seinem Vorsprecher verheißen hatte: mit dem ausdrücklichen Verboth, er sollte es Niemanden entdecken, daß er die Statthalterschaft erlangt hätte. Der Vertraute des Kaisers wiederholte seine Bitte, und Vespasian antwortete ihm; du mußt dir schon einen andern Bruder suchen: denn der, welchen du vor den deinen gehalten, ist meiner.

9.

Der verworfne Richter.

Ein gewisser Mensch der viele Jahre lang in einem Kloster gearbeitet hatte, und keine Bezahlung davor bekommen konnte, klagte deswegen bey dem Richter. Dieser ließ die Mönche vor sich fordern. Der Pater Prokurator begab

sich

sich in Begleitung eines andern zu ihm. Der Richter stand eben beym Fenster und sah sie auf Eseln kommen; lauft, sagte er zu seinen Dienern, und bringt die Esel, so bald die Reuter abgestiegen, in Sicherheit. Unterdessen nahm er seinen Besuch sehr höflich auf und führte sie in ein prächtiges Zimmer. Nach einigen gleichgültigen Unterredungen stellte er ihnen sehr ernstlich vor, sie möchten doch dem Menschen, der wieder nach Hause wollte, seinen verdienten Lohn auszahlen. Die Mönche lächelten, und sagten, sie wunderten sich, daß er, als ein weltlicher Richter, in Sachen, die das Kloster beträfen, sprechen wollte. Sie hätten ihren eignen, und erkennten außer diesem keinen andern. Mit diesen Worten giengen sie unwillig von ihm. Bey dem Thore begegnete ihnen einer von den Dienern, welcher die traurige Nachricht brachte, daß ihre Esel nirgends zu finden wären. Sie liefen gleich wieder zu eben dem Richter, und bathen ihn, er möchte doch den Dieb aufsuchen, und ihnen ihre Esel wieder schaffen lassen. Hierauf antwortete ihnen dieser: Wie könnt ihr so was unbilliges von mir verlangen? Geht zu eurem Richter, der wird euch wieder zu den Eseln verhelfen.

10.
Geschichte des Mädchens von Orleans.

Das Mädchen von Orleans ist als eine der seltensten Personen ihres Geschlechts, als die einzige bekannt, welche ein großes Reich dem nahen Umsturz entrissen. Wenn außerordentliche Veränderungen in einem Staate vorfallen, so wird man Personen von der niedrigsten Gattung am stärksten sich hervorthun sehen. So wie bey den ungewöhnlichen Veränderungen der Natur, Dinge unsere Aufmerksamkeit durch ihren großen Einfluß an sich ziehen, die wir noch nie bemerkt haben. Außerordentliche Gewächse findet man mehr auf weiten, unbebauten Feldern, als in künstlichen Gärten. Bey dergleichen Veränderungen, werden die Personen, welche eine Hauptrolle spielen, Enthusiasten seyn. Diese Anmerkung ist vollkommen in der ganzen Kette der Begebenheiten unter den Menschen, in der Natur der Seele gegründet.

Jeanne d'Arc hatte in ihren ersten Jahren Gelegenheit, ihre Einbildungskraft mit einer Menge von Bildern aus den weiten Aussichten

der Natur anzufüllen. Bey ihrer Muße schafte sich ihr schwermender Witz Stof, den sie hernach zum Vortheil einer ganzen Nation glücklich anzuwenden wußte. Ihr Umgang, den sie nachher mit so vielen Personen hatte, machte, daß sie frey und entschlossen in ihren Handlungen war.

Ihre Landsleute hielten sie für eine Person, die göttliche Offenbarungen hatte; weil sie dadurch sich selbst zu Lieblingen des Himmels machten: und die Engländer wußten kein boshafter Geschöpfe, das sich ihren Absichten widersetzen könnte, als den Teufel, sie sahen sie für eine Zauberinn an. Man muß es den damaligen Zeiten vergeben, worinn eine jede Person, die sich durch außerordentliche Eigenschaften von dem großen Haufen unterschied, entweder als von Gott begeistert, oder als eine Zauberinn betrachtet wurde. Damals hatte man eben so viel Schwarzkünstler, als in der Folge Astrologen, und zu unsern Zeiten Projectmacher. Welche von ihnen am meisten dem Staate nachtheilig sind, werden künftige Jahrhunderte, darinn man diese Geschöpfe blos als Antiken betrachtet, ohne Partheylichkeit entscheiden können.

Man kann es den damals lebenden Geschichtschreibern nicht zumuthen, daß sie uns einen vollständigen Charakter von dem Mädchen überliefert hätten. Der größte Theil ihrer Kunst bestand in ausgedehnten Erzählungen von blutigen Schlachten, und dabey vorgefallenen Wunderwerken. Man sah noch damals kämpfende Heere am Himmel, und fechtende Heilige nebst andern Geistern auf Erden. Wir können vollkommen zufrieden seyn, wenn wir nur solche Schriftsteller unter ihnen finden, die nicht allein große Fähigkeiten besessen; sondern auch Augenzeugen von den Begebenheiten gewesen, die sie erzählen. Es ist bekannt, was für eine beträchtliche Anzahl von Geschichtschreibern sich die Begebenheiten dieses Mädchens zum Gegenstande ihrer Erzählung genommen: allein unter diesen giebt es sehr wenige, die als Quellen betrachtet werden können. Liebhabern der Geschichte kann es daher nicht anders, als angenehm seyn, wenn man Sie hier mit einem Augenzeugen bekannt macht, mit einem Schriftsteller, der noch gar nicht in dieser wichtigen Historie ist gebraucht worden. Hier sind seine Nachrichten.

Es

Es war ein gewisses Mädchen mit Namen Johanna. Sie wurde von allen durchgehends für eine Jungfer gehalten. Ihr Geburtsort hieß Vaucouleurs, ein Dorf an den Gränzen von Champagne und Bar. Sie hatte die Aufsicht über die Heerde ihres Vaters, sie war in der christlichen Religion unterwiesen worden, und bezeigte eine eifrige Ehrfurcht gegen Christum und die heilige Mutter Gottes, zugleich auch gegen die heiligen Jungfrauen, Catharina, Margaretha, Agneta, und einige andere. An einem gewissen Tage sagte sie mit der größten Zuversichtlichkeit, daß sie göttliche Erscheinungen gehabt; es wären ihr auf dem Felde, da sie die Heerde gehütet, die kurz vorher gemeldeten Jungfrauen erschienen, und hätten ihr einen Befehl vom Himmel gebracht, daß sie sich zum Könige Karl begeben, und ihm einige Heimlichkeiten sagen sollte: die er nur allein wissen könnte. Als Johanna, welche durch ganz Frankreich das Mädchen genennt wurde, diese Offenbarungen erhalten; so gieng sie zu dem Herrn des Dorfs, aus dem sie war, und wo ihre Aeltern sich befanden; und verlangte von ihm, daß er sie zum Könige bringen sollte; denn das wäre der Wille

Gottes; sie müßte ihm einiges, was ihr in himmlischen Gesichten gezeigt worden, offenbaren. Wenn er thäte, was sie verlangte, so würde es nicht allein ihm, sondern auch ganz Frankreich zum größten Vortheil gereichen. Dieser sah auf ihre Einfalt, er kannte ihre Aeltern, die vom Ackerbau und der Viehzucht lebten, er achtete ihre Reden für nichts, und schlug es ihr ab, was sie von ihm verlangte. Als sie aber dem ohnerachtet darauf bestand, und ihm auch eine göttliche Strafe drohete, wenn er die Befehle des Himmels verachtete, ja so gar ein gewisses Zeichen gab, daraus er die Wahrheit ihrer Erscheinungen erkennen konnte; so ließ er sich endlich bewegen, dasjenige zu thun, was sie von ihm forderte. Nachdem die Pferde und das Nöthige zur Reise besorgt war, brachte er sie aus ihrem Geburtsort bis nach Tours, wo sich damals der König Karl befand. Er machte gleich dem Könige seine Aufwartung, entdeckte ihm die Ursache, warum er sich zu Ihm begeben, und daß er das Mädchen selbst mitgebracht hätte. Dem Könige kam die ganze Sache sehr sonderbar vor, er konnte sich nicht entschließen, mit einem einfältigen und rohen Mädchen

sich in eine Unterredung einzulassen. Doch gab er einigen von seinen Räthen und seinem Gefolge Befehl, sie sollten zu ihr gehen, und dasjenige anhören, was sie sagen und ihm entdecken wollte; wobey er zugleich erinnerte, sie möchten sehr genau und vorsichtig auf die Beweise ihrer Sendung Acht haben, und alles von ihr ausforschen. Allein sie erhielten von ihr die entschloßne Antwort, sie hätte von Gott Befehl, dem Könige einige Heimlichkeiten zu entdecken, die sie nur Ihm allein, und sonst keinem andern offenbaren dürfte. Sie wollte solche Zeichen ihrer Sendung darlegen, daß der König, wenn er ihr eine Unterredung mit Ihm verstattete, gar nicht an der ihr von Gott geschehenen Offenbarung würde zweifeln können. Man hinterbrachte dem Könige diese Antwort; allein er blieb dem unerachtet noch standhaft bey dem Entschlusse, sie nicht vor sich zu lassen. Es verflossen ungefähr drey Monate. Das belagerte Orleans empfand Mangel an allen Nothwendigkeiten des Lebens und wurde von dem äußersten Hunger geplaget. Johanna gieng zu den königlichen Räthen, und den Vornehmsten des Reichs, lag ihnen an, ermüdete sie durch ihre öftern Vor-

stellungen, und blieb standhaft dabey, daß wenn der König sie hören, und das erfüllen wollte, was sie ihm auf göttlichen Befehl zu sagen hätte; so würde Er, die Belagerten und das ganze Reich augenscheinliche Hülfe sehen. Wo Er aber auf seinen Sinn bestünde, so würde Ihn, die Belagerten und das ganze Reich, ganz gewiß Unglück treffen.

Da sie dergleichen unaufhörlich erinnerte, und es schon mit der Belagerung von Orleans so weit gekommen, daß man an dem Entsatze verzweifelte; so wurde dem Könige von dem Graf Johann von Dünois, dem natürlichen Sohne des Herzogs von Orleans und einigen andern, die um den König waren, vorgestellet, er möchte doch das Mädchen anhören. Er könnte ja aus dem, was sie sagen würde, schließen, ob es blos Erdichtungen, oder göttliche Befehle wären. Der König wurde durch diesen Rath, besonders da seine Angelegenheiten in der äußersten Verzweiflung sich befanden, endlich dahin vermocht, das Mädchen zu sich rufen zu lassen. Bey ihrem Eintritt in das königliche Zimmer, begaben sich alle heraus, und sie unterredete sich allein mit dem Könige über zwey Stunden.

Nach-

Nachdem sie Ihm ihr Anbringen entdeckt, so fragte er sie verschiedenes; durch ihre Antworten, durch die Zeichen und Eröfnungen der verborgensten Dinge, welche sie zum Beweise ihrer Sendung und des göttlichen Befehls Ihm vorlegte, wurde Er einigermaßen dahin gebracht, ihren Reden Glauben beyzustellen. Man erzählt, daß der König gesagt habe, sie hätte Ihm so geheime und verborgne Sachen als Beweise ihrer Glaubwürdigkeit vorgetragen, die kein Mensch, außer Ihm, wissen könnte; es müßte ihm denn vom Himmel geoffenbaret werden. Eben dieses hat mir der oben genannte Graf von Dünois, der ein Vertrauter des Königes war, selbst erzählet. Der König that also, was sie Ihm vorgestellet hatte, er zog seine Truppen überall zusammen, und schickte sie, als eine von Gott gesandte Führerinn, in männlicher Kleidung und Waffen, mit noch andern Anführern seines Heeres, die Feinde anzugreifen, welche schon viele Monate Orleans belagerten. Sie ritt vor dem Heere, als eine längst in den Waffen geübte Person, ohne es ihr anzusehen, daß sie ein junges Mädchen wäre. In ihrem Panier, das sie mit sich führte, waren die Bildniße der

Mutter Gottes und einiger von den genannten heiligen Jungfrauen.

Entschlossen die Feinde anzugreifen, welche in einem wohl befestigten Lager, mit sechs bis sieben Bollwerken gegen die Stadt gerichtet, standen, und die in Orleans, welche Noth an allen und den äußersten Hunger litten, von den Beschwerlichkeiten der Belagerung zu befreyen, näherte sie sich dem Lager. Die Soldaten sahen ihre Befehle als göttliche an; und sie that die Pflicht eines Feldherrn und gemeinen Kriegers. Sie führte sie gegen das Bollwerk, welches an dem andern Ende der Brücke gegen die Stadt zu stand, es war am stärksten befestigt und besetzt; sie grif es an, und zwang es mit Feuer, so daß die, welche es eben vertheidigten, durch den Rauch und die Flamme genöthigt wurden, sich entweder an Seilen herab zu lassen, oder herunter zu springen. Hier befand sich auch der tapfere Glassidas, welcher die ganze Last der Belagerung auf sich hatte, die ihm der Graf von Salisburi überlassen. Als er dem Rauche und den Flammen entgehen wollte, verlor er sein Leben in der Loire, welche bey diesem Bollwerke vorbey strömte. Die übrigen alle kamen auf eine

ähn=

ähnliche Art entweder im Feuer, oder durch das Schwerdt, oder im Wasser um. Nachdem sie diesen Sieg unter Anführung des Mädchen erfochten, giengen sie auf das Lager und die übrigen Bastionen der Engländer los, welche auf der andern Seite der Stadt über dem Flusse waren; und zwar mit bewundernswürdigem Muthe und Feuer, da sie kurz vorher blos vor dem Namen der Engländer erzittert, und sich niemals unterstanden hatten, sich in ein Gefechte mit ihnen einzulassen, wenn sie dieselbe auch an Stärke übertrafen. Sie brachen in die Verschanzungen der Feinde, und es schien, als wenn es ihnen eben nicht viel Mühe kostete, so große und wichtige Unternehmungen auszuführen. Nachdem sie zwey oder drey von den Bollwerken erobert, und den Feind daraus verjagt; so verließen die Engländer die übrigen und nahmen die Flucht. Ihr Lager wurde geplündert und die Kastelle, welche aus Holz und Steinen aufgeführt waren, alle verbrennt. Und auf die Art wurde durch Gottes Gnade und Erbarmen unter der Anführung des Mädchen die Stadt, welche so viel Elend erlitten, befreyet. Das übrige von dem englischen Heere zerstreute sich in verschie-

dene Städte und Gegenden, welche blos der Name und der Ruf des Mädchens, in Schrecken setzte, die damals durch ganz Frankreich einmüthig erhoben wurde. Sie dachten nun nicht mehr, sich zu vertheidigen; sondern blos durch die Flucht sich zu retten. Von der Zeit an wurden die Pfeile und Schwerdter der Engländer stumpf, die vorher durch alles gedrungen. Von der Zeit an änderte sich der Lauf des Glücks. Die Sachen der Franzosen, welche vorher äußerst verzweifelt waren, zeigten hoffnungsvolle Aussichten, und die glücklichen Unternehmungen der Engländer bekamen eine traurige Wendung. Denn auch blos der Name des Mädchens jagte ihnen ein so großes Schrecken ein; daß sehr viele es so gar mit einem Schwur bekräftigten, sie hätten nicht so viel Stärke, noch Muth den Bogen zu spannen, oder die Pfeile gegen den Feind abzudrücken, wenn sie ihren Namen hörten, oder ihre Fahnen erblickten.

Dieser erfochtene Sieg also erhöhte den Muth der Franzosen, welche das Mädchen und den Graf von Dünois, der unter dem ganzen Heere so wohl der vortreflichste Feldherr als der beste Soldat war, zu Anführern hatten. Ihre

Absicht

Absicht gieng jetzt dahin, die nahegelegenen Städte und Kastelle jenseit der Loire wieder zu erobern. Sie nahmen Gergeau, in welches über acht hundert Engländer sich gezogen hatten, mit Sturm ein. Sie haueten einen Theil davon nieder, und die übrigen nahmen sie gefangen. Hier wurde der Graf von Suffolk gefangen und sein Bruder der Herr de la Poule getödtet. Als sie diese zweyte Niederlage erlitten hatten, so verzweifelten sie daran, die übrigen Orte als Meudin und Beauganſi zu behaupten, sie verließen sie daher, zogen sich zusammen und beschleinigten ihren Marsch gegen die Normandie, denn der beträchtliche Verlust, den sie erlitten, entriß ihnen alle Hoffnung, daß sie sicher an den Ufern der Loire seyn könnten. Da dieses den Franzosen sehr wohl bekannt war, da täglich, durch die glücklichen Unternehmungen, ihre Anzahl und ihr Muth sich vergrößerte; so waren sie entschlossen unter Anführung des Mädchens und des Grafen von Dunois, wie auch anderer königlichen Hauptleute, die Engländer zu verfolgen, und sie ganz auszutilgen. Denn sie hielten es für unrühmlich, wenn sie diese besiegten Flüchtlinge, diese für Schrecken niedergeschlagne, durch jene weite

und große Felder von Beauce ungestöhrt ziehen, und sich in ihre sichere Schlupfwinkel verbergen ließen. Sie setzten ihnen also nach, und erreichten sie auf der weiten Ebene, nahe bey dem Dorfe Passe, griffen sie an, und schlugen sie ohne viele Schwierigkeiten. Der größte Theil von ihnen wurde nieder gehauen und zu Gefangnen gemacht, die übrigen entkamen durch die Flucht. Hier wurde Talbot, Graf von Shrewsbury, mit vielen andern englischen Rittern gefangen. Johann Fastot aber, ebenfals ein englischer Ritter, nahm mit den unter ihm stehenden Soldaten die Flucht, wodurch er sich, selbst bey den Seinen, Schande zugezogen.

Da die Sachen der Franzosen sich so glücklich geändert hatten; so entschloß sich der König nach Rheims zu gehen, um sich daselbst salben zu lassen; und alsdenn nach Paris und St. Denys sich zu begeben, wo er sich, nach dem Gebrauch seiner Vorfahren, wollte krönen lassen. Denn Karl war bis jetzt weder zum Könige gesalbt, noch gekrönet worden; weil Rheims und St. Denys noch in den Händen der Engländer war. Er zog daher von allen Seiten seine Truppen zusammen. Er gieng nach Troyes in Champagne,

wo er mit Frohlocken empfangen wurde. Rheims und beynahe ganz Champagne unterwarf sich ungezwungen seiner Herrschaft. In Rheims wurde er unter freudigen Zuruf der Franzosen gesalbet: wo zugleich auch das Mädchen zugegen war, die ihn überall in männlicher Kleidung und Waffen mit ihrem Panier begleitete. Der König aber war gesonnen, auch andere Städte und Provinzen des Reichs, welche noch in der Gewalt der Feinde waren, zu besuchen, besonders aber die königliche Hauptstadt Paris und St. Denys, wo er sich auf dem Throne mit dem Zepter zeigen wollte. Er gieng also mit seinem Heere nach dem letztern Orte, da man sich hier einer so großen Macht nicht widersetzen konnte, wurde er in Frieden aufgenommen, und gekrönet. Als er sich daselbst einige Tage aufhielt, so ließ er Paris auffordern und vorstellen, daß sie Ihm als ihrem Könige und rechtmäßigen Prinzen den Einzug verstatten, und wie treuen Unterthanen gebühret, aufnehmen sollten. Aber weil der Herzog von Bedford nebst einer starken Besatzung von Engländern und Burgundern in dieser Stadt lag; so nahm man dergleichen Vorstellungen verächtlich auf, und spottete darüber.

Die

Die Franzosen wurden durch diese Begegnung aufgebracht, sie machten daher alle Anstalten, die Stadt zu belagern; besonders weil sie sich mit der Hoffnung schmeichelten, die Bürger würden sie bey ihren Unternehmungen unterstützen, welche an Anzahl und Stärke den Engländern und Burgundern weit überlegen waren. Sie griffen es daher mit Sturm an, und drungen in den Graben. Auch hier befand sich das Mädchen Johanna nebst dem Herzoge von Alenzon und vielen andern königlichen Hauptleuten an der Spitze des Heeres. Sie fanden den Feind auf den Mauren in großer Menge bereit, sich zu vertheidigen, welcher mit Wurfmaschinen und Pfeilen sich tapfer wehrte, wodurch viele von den Stürmenden getödtet und verwundet wurden. Als das Mädchen von einem Steine an der Hüfte getroffen worden, ließ man zum Rückzuge blasen, welches nicht ohne Schimpf geschahe. Nach diesem mislungnen Versuche stand das Heer zu St. Denys fast überall von Feinden eingeschlossen, welche die nahe gelegenen Städte und Schlösser besetzt hielten und den Franzosen alle Lebensmittel abschnitten. Der König zog sich also nach Senlis, in welcher eine englische Besatzung lag; allein der

Herzog

Herzog von Bedford eilte dieser Stadt zu Hülfe, und blieb einige Tage im Lager. Da er es aber nicht für sicher genug hielt eine Schlacht zu wagen, und in Gefahr war von dem französischen Heere ganz eingeschlossen zu werden; so zog er sich des Nachts mit seinen Engländern wieder nach Paris zurück.

Hierauf ergab sich die Stadt dem Könige, welches auch Kompiegne, Laon, Beauvais, und viele andere Städte und Schlösser thaten. Chartres wurde durch eine Kriegslist eingenommen. Einige Soldaten waren als Bauren gekleidet mit verborgnen Waffen auf einen Frachtwagen bis auf die Aufzugbrücke gefahren, wo sie den Wagen halt machen ließen, herunter sprangen, und die Wache am Thore niederhaueten. Hierauf wurde mit der Trompete denenjenigen, welche sich die Nacht über nahe am Thore versteckt gehalten, ein Zeichen gegeben, welche gleich herbey eilten, die Stadt plünderten, und den Bischof darnieder machten, weil er auf das eifrigste die Sache der Engländer und Burgunder unterstützte. Sie eroberten auch des Nachts die Stadt Gerberoi, welche nur sieben Meilen von Rouen lag, und versahen sie mit einer starken

Be=

Besatzung. Von hier aus geschahen beständig Streifereyen in die Normandie, wodurch die Engländer vielen Abbruch litten. Denn sie ritten öfters bis an das Brückenthor von Rouen und nahmen die Engländer, die ihnen vorkamen, gefangen, oder machten sie nieder. Hier befand sich der junge König Heinrich, den man in der Absicht aus England herüber geschifft hatte, damit er durch seine Gegenwart den in Verfall gerathenen Angelegenheiten der Engländer in Frankreich wieder aufhelfen sollte. Nach seiner Ankunft waren verschiedene Städte und Schlösser um Paris in der Gewalt der Franzosen, und die Hauptstadt selbst litt Mangel an Lebensmitteln; die Engländer suchten sie also wieder mit den Waffen zu erobern.

Sie lagen lange Zeit vor Kompiegne, worinn das Mädchen nebst verschiedenen tapfern Heerführern sich befand. Bey einem Ausfalle, den sie mit der französischen Besatzung that, war sie so unglücklich, von einem Burgunder gefangen zu werden; der sie den Engländern vor vieles Geld verkaufte. Sie freueten sich, eine Person in ihrer Gewalt zu haben, vor deren Namen sie so öfters gezittert, geschlagen worden, und die

Flucht genommen. Man brachte sie nach Rouen, wo damals Heinrich nebst seinem Gefolge und Rathe sich befand. Als man lange darüber, sich berathschlagt hatte, was mit ihr vorzunehmen sey, so wurde endlich beschlossen, daß sie in einem finsteren Gefängniße auf dem Schlosse zu Rouen sollte verwahret werden, und Peter Kauchen, Bischofe von Beauvais, welcher einer der vornehmste Räthe des Königes von England war, wurde bevollmächtiget, eine Inquisition über sie anzustellen, weil sie in seinem Sprengel war ergriffen worden. Man brachte viele Monate lang mit dieser Untersuchung zu. Es waren dabey verschiedene Glaubensinquisitoren, und viele Doctores der Theologie und der Rechte, welche man deswegen von Paris kommen lassen. Die Fragen, welche man ihr vorlegte, wurden zugleich mit ihren Antworten von öffentlichen Schreibern aufgezeichnet und ins Archiv gelegt. Man wunderte sich ausnehmend, daß ein Mädchen, welches auf dem Dorfe erzogen worden, auf Fragen von den wichtigsten Glaubensartikeln, die auch den Gelehrten schwer aufzulösen waren, so klug und vorsichtig antwortete. Und da die Beysitzer dieses Gerichts, welche mit dem

grössten

größten Eifer die Klagen der Engländer unterstützten, blos darauf bedacht waren, durch listige und verfängliche Fragen sie zu fangen, damit sie der Ketzerey könnte überwiesen und auf die Art hingerichtet werden; allein sie konnten nichts Verdächtiges aus ihren Reden bringen. Denn sie hatte sich jederzeit, so wohl ehe sie zum Könige gekommen, als auch hernach, als sie unter dem Heere sich befand, andächtig bezeiget, und so oft, als es ihr möglich gewesen, den Gottesdienst in den Kirchen und Kapellen abgewartet; wie es diejenigen bezeugten, welche ihre Aufführung kannten. Da sie noch auf dem Lande die Heerde hütete, war sie mit der größten Ehrfurcht auf ihre Knie gefallen, so oft sie den Schall der Glocken gehört, die während der Messe geläutet worden. Sie versicherte die Richter, daß sie Gott ihre Jungferschaft gewidmet, und ob sie gleich lange Zeit unter einer Menge von Kriegern gelebt, die wegen ihrer Ausschweifungen bekannt wären, so hätte sie sich doch niemals zu einem Fehltritte verleiten lassen. Selbst die Engländer fanden die Wahrheit ihrer Aussage, da sie sie von Frauenspersonen untersuchen ließen, die sie für eine unbefleckte Jungfer erkannten.

Daß

Daß sie männliche Kleider und Waffen getragen, dazu wäre sie durch einen göttlichen Befehl berechtigt gewesen, damit die Mannspersonen, unter denen sie Tag und Nacht bey den kriegerischen Unternehmungen seyn müssen, nicht zu unerlaubten Begierden gereizt würden; welches kaum hätte verhütet werden können, wenn sie Frauenskleider angehabt. Allein jeder Beweis ihrer Tugend war, bey denenjenigen, die sie in ihrer Gewalt hatten, nicht hinreichend, sie zu rechtfertigen: da sie nichts heftiger wünschten, nach nichts eifriger strebten, als ihren Tod zu beschleunigen. Denn es war die einstimmige Meynung und Rede aller Engländer, daß sie niemals mit den Franzosen glücklich schlagen, oder siegen könnten, so lange dieses Mädchen, welches sie eine Hexe und Zauberinn nennten, noch am Leben wäre. Und was konnte ihr wohl ihre Unschuld helfen, da sie in der Gewalt so vieler rachgierigen Feinde und Verläumder war? Als sie standhaft versicherte, daß ihr die heiligen Jungfrauen erschienen wären; so suchte man sie durch öftere Fragen zu ermüden, und durch ein beschwerliches Gefängniß und langen Hunger zu quälen. Man sagt, daß die Richter

ihr die Freyheit versprochen; wenn sie widerrufen würde, daß sie jemals dergleichen Erscheinungen, oder göttliche Offenbarungen gehabt: Sie wäre endlich dazu verleitet worden, und hätte eidlich in Gegenwart aller Richter angelobt, sie wollte inskünftige nichts dergleichen sagen, oder behaupten. Dem unerachtet aber hätte man ihr hartes Gefängniß nicht verändert. Sie hätte einige Tage darauf gesagt, daß sie vieles deswegen ausstehen müssen; weil sie die Erscheinungen und Offenbarungen widerrufen. Denn es wären ihr diese Heiligen im Gefängniß erschienen, und hätten ihr starke Verweise gegeben.

Als man dieses den Richtern hinterbrachte, wurde sie wiederum vor das öffentliche Gerichte geführet: wo sie als eine, die in die abgeschworne Ketzerey zurückgefallen, verurtheilt, und dem weltlichen Arm überliefert worden. Alle Engländer, welche damals in großer Anzahl mit dem Könige Heinrich zu Rouen sich befanden, begleiteten sie zum Richtplatz, wo eine unzählige Menge Zuschauer, so wohl aus der Stadt, als auch vom Lande und den benachbarten Städten zugegen war. Denn sehr viele hatten sich in der

Absicht

Absicht dahin begeben, um diese Hinrichtung mit anzusehen. Johanna wurde unter beständigen Anrufen Gottes ihres Erlösers und der Mutter Maria von den Flammen verzehret. Alle Asche, die so wohl von dem Holze, als auch von ihrem Körper und Gebeinen übrig war, wurde von der Brücke in die Seine geworfen; damit nicht der Aberglaube einmal sie als Reliquien aufbehalten möchte. So beschloß dieses Mädchen ihr Leben.

Der Leser erwartet vielleicht hier unser Urtheil von den Thaten dieses Mädchens, welches durch ganz Frankreich berühmt war. Wir unterstehen uns nicht ohne Ueberlegung zu behaupten, daß die Erscheinungen und Offenbarungen, welche sie, so wie sie sagt, gehabt, von Gott gewesen, da uns die Zeichen ihrer Sendung, welche sie nur dem Könige gesagt haben soll, gar nicht bekannt worden. Doch sagen wir kühnlich und versichern, daß aus dem gerichtlichen Verfahren gegen sie, davon wir die Akten selbst gesehen und untersucht, nachdem die Normandie wieder von den Engländern befreyet und unter die Herrschaft des König Karls gekommen, nicht hinlänglich erhelle, daß sie eines Irrthums in

Glaubenssachen der katholischen Kirche überwiesen worden. Und daß also die Beschuldigung einer Ketzerey und des Rückfalls in dieselbe offenbar ungegründet ist. Außerdem kann an dem ganzen Verfahren noch vieles ausgesetzt werden. Ihre geschwornen Feinde waren zugleich ihre Richter. Man gab dem Mädchen, die ganz unerfahren in Rechtssachen war, keinen Beystand. Karl ließ, nachdem die Engländer aus der Normandie vertrieben worden, diesen Proceß von vielen Prälaten seines Reichs und von Doctoren der Theologie und der Rechte untersuchen, sie schickten Ihm ihre Aufsätze zu, und diese wurden gewissen vom apostolischen Stuhl ernennten Richtern zur Erkennung vorgelegt, deren Ausspruch mit dem unsrigen übereinstimmig war. Das Urtheil, welches unter der Herrschaft der Engländer gefällt worden, wurde daher kassirt und für nichtig erklärt.

Vielleicht wird man sich wundern, wie das Mädchen hat können gefangen und hingerichtet werden, wenn sie von Gott gesandt worden. Aber diese Verwunderung wird aufhören, wenn man bedenkt, daß die Propheten und Apostel, welche von Gott an die Menschen gesandt worden,

den, ihnen die Wahrheiten des Heils und das Evangelium zu verkündigen, viele Martern erlitten und als Blutzeugen ihr Leben beschlossen. Wenn man lieset, daß die Israeliten von Gott den Befehl erhalten, die Völker Kanaans zu vertreiben, und gegen diese Abgötter zu kriegen; und daß doch eben die Israeliten wegen ihrer Sünden mehr als einmal von den Feinden sind geschlagen worden. Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Allein damit wollen wir nicht behaupten, daß dieses Mädchen den Aposteln und heiligen Märtyrern gleich gewesen, sondern nur anzeigen, daß die Sache nichts Widersprechendes habe; wenn man sagt: sie sey von Gott den Franzosen wider die Engländer zu Hülfe geschickt worden, welche damals dieses Königreich auf das härteste drückten, so wohl der Franzosen als Engländer Stolz zu demüthigen, damit keiner sich auf seine Stärke allein verlassen, und Fleisch für seinen Arm halten sollte. Daß Gott es zugelassen, daß sie gefangen und hingerichtet worden, geschah wegen des Königs, oder des Volks Unwürdigkeit, die gegen so große Wohlthaten, die er ihnen durch dieses Mädchen auf

eine wunderbare Art erwiesen, undankbar waren, oder die erfochtnen Siege nicht Gott, sondern ihrer Tapferkeit und Verdiensten zuschrieben, welche damals, bey den höchst verderbten Sitten, sehr schlecht waren; oder aus irgend einer andern Ursache. Daß zuweilen Gott durch Frauenspersonen Siege verliehen, davon sind die Geschichte der Debora, Judith und Esther Beweise.

Doch wollen wir hierdurch keinem, was die Sendung, der Johanna d'Arc, ihre Erscheinungen und Offenbarungen betrifft, in seinem Urtheil vorgreifen; sondern überlassen einem jeden die Freyheit, davon zu denken, was ihm beliebt.

11.

Beichte, die allen Glauben übertrifft.

Es beichtete einmal ein ziemlich einfältiger Landmann: Ich gebe mich aller Sünden schuldig, die ich in meinem ganzen Leben von der Geburt Christi an, bis auf diesen Tag begangen habe. Der Beichtvater erstaunte darüber, und fragte ihn: Bist du denn so alt, mein Sohn? Ja, sagte er, ich habe auch noch einen Bruder, der ist drey Jahr älter.

12.
Es sind noch nicht genug Juden, Priester und Edelleute.

Als sich ein gewisser Mann über die große Anzahl von Adlichen, Priestern und Juden aufhielt; so versetzte ein andrer: daß nach seiner Meynung noch zu wenig wären. Wie können Sie so was widersprechendes behaupten? Sagen Sie mir: Würden wohl Christen so abscheulich wuchern, wenn wir genug Juden hätten? Würde wohl ein Geistlicher, mehr als eine Pfarre haben; würden wohl so viel Landleute und Bürger nach dem Adel streben? wenn genug Priester und Adliche wären.

13.
Die angestellte Betrachtung im Schlafe.

Ein Gelehrter kam einsmalen in ein Karteuserkloster und traf einen sehr unschuldigen Mönch darinn, den er vorher sehr wohl gekannt hatte. Er fragte ihn, wie sie hier ihre Muße und Einsamkeit zubrächten. Dieser versetzte:

Wenn wir nicht essen, so beten und arbeiten wir, und stellen Betrachtungen an. Was thut ihr denn, wenn ihr Betrachtungen anstellet? Einer geht einige Schritte auf und nieder, der andere schnitzt an einem Stück Holze, der dritte, wenn er sonst nichts vor hat, schläft. Zu dem letzten, sagte der Gelehrte, mußt du dich sehr gut schicken: denn wenn ich dich anders recht kenne, so wirst du vortrefliche Betrachtungen im Schlaf anstellen.

14.

Märchen des Demosthenes.

Als Demosthenes eine wichtige Rechtssache öffentlich vertheidigte, und die Richter nicht allzu aufmerksam dabey waren, sondern mit darunter redeten; so sagte er: ich bitte mir ein geneigtes Gehör von euch aus; ich will euch eine sehr artige und unterhaltende Neuigkeit erzählen. Ein junger Mensch hatte einen Esel gemiethet, um auf demselben Waaren von Athen nach Megara zu schaffen. Unter Weges brannte die Sonne so stark, das Feld war ohne Bäume, daß er nirgends, als unter dem Esel Schatten fand: er legte sich dahin. Allein der Eigen-

thümer

thümer dieses Thieres, wollte ihm dieses nicht verstatten, er jagte ihn also weg, und schrie: ich habe dir nur den Esel vermiethet, und nicht den Schatten. Der andere behauptete, daß er den Schatten des Esels dazu gemiethet hätte. Sie gerieten in eine hitzige Zänkerey, so daß sie endlich sich mit einander herum balgten. Dem unerachtet blieb ein jeder bey seiner Meynung, bis endlich der Richter die Sache entschied. Demosthenes sah, daß sie jetzt recht aufmerksam zuhörten, er gieng also eilend von dem Rednerplatze weg. Die Richter ruften ihn wieder zurück, und ersuchten ihn, er möchte doch das übrige von der Begebenheit erzählen. Ihr habt einen Gefallen die Zänkereyen über den Schatten eines Esels anzuhören, und es wird euch beschwerlich, wenn man das Leben eines Menschen vertheidigt. Ein Töpfer hatte verschiedene aus Thon gebildete Thiere am Fenster stehen, als eben der Esel vorbey kam, auf den der Treiber nicht Acht gab. Er steckte den Kopf zu dem Fenster hinein, warf die Thiere und Gefäße herunter, und schlug alles in Stücken. Der Töpfer verklagte den Treiber, und einige frag-

ten ihn, was er denn für eine Rechtssache hätte. O, sagte er, es betrifft den Prospect eines Esels.

15.

Diogenes beym Ziel.

Ein ziemlich ungeschickter Schütze wollte einmal seine Kunst zeigen, und spannte den Bogen. Diogenes trat in dem Augenblick vor das Ziel, nach dem er den Pfeil abdrückte. Man rufte dem Diogenes, er sollte da weggehen. O, laßt mich nur, antwortete er, ich bin eben hieher getreten, damit er mich nicht treffen soll.

16.

Geschichte aus einer andern Welt.

Da Silen bey guter Laune war, erzählte er dem Könige Midas verschiedene wunderbare Dinge; unter andern auch die Geschichte von der unbekannten Welt. Es giebt, sagte er, außer Europa, Asien und Afrika, noch ein unermeslich weites Land, in welchem die Menschen und Thiere noch einmal so groß sind, als bey uns. Die Dauer ihres Lebens übertrifft eben-

falls

falls doppelt die unsrige. Sie bewohnen weitläuftige Städte, und ihre Gebräuche und Gesetze sind denen auf unsrer Erde ganz entgegen. Die zwey größten Städte daselbst haben gar nichts Aehnliches mit einander. Die eine heißt die Kriegerische, die andere die Glückselige. Die Einwohner der letztern genießen eines beständigen Friedens, leben im Ueberfluß, sammlen Früchte ein, ohne den Acker zu bestellen. Sie wissen von keiner Krankheit, und bringen ihr Leben in Ergötzlichkeiten und Vergnügen zu. Die Gerechtigkeit wird unter ihnen so strenge beobachtet, daß sie selbst die unsterblichen Götter oft ihres Umganges würdigen. Die Bürger der erstern Stadt sind beständig in Waffen, bekriegen die benachbarten Völker, und herrschen über viele Provinzen. Ihre Anzahl erstreckt sich über zehn Millionen. Selten sterben sie an einer Krankheit: denn sie verlieren meist im Kriege ihr Leben; da sie mit Steinen oder Holze getödtet werden. Mit dem Schwerdt kann ihnen Niemand eine Wunde anbringen. Das Gold und Silber ist bey ihnen in so großer Menge, daß es nicht höher, als bey uns das Eisen geschätzt wird. Die kühnsten unter ihnen faßten einmal den

den verwegnen Entschluß in unsre Inseln überzusetzen. Es schifften auch wirklich mehr, als eine Million zu den nordischen Gegenden. Da sie aber hörten, daß die Völker daselbst für die glücklichsten auf unsrer Erde gehalten wurden, die doch nach ihrer Einsicht ein elendes und unrühmliches Leben führten; so hielten sie es nicht der Mühe werth, weiter zu gehen; sondern zogen sich wieder in ihr Land zurück. An ihren Gränzen ist eine Gegend, die einem unergründlichen Schlunde ähnlich siehet. Wolken von röthlicher Farbe schweben über demselben. Eben daselbst strömen zwey Flüsse, der eine heißt der Fluß des Vergnügens, der andere der Traurigkeit. An den Ufern derselben stehen Bäume, die an Größe die Cedern übertreffen. Die an dem Flusse der Traurigkeit tragen eine sonderbare Art von Früchten. Wenn Jemand davon ißt, gehet er beständig betrübt herum, weint und beschließt auf die Art sein Leben. Die Früchte an dem andern Flusse bringen eine entgegenstehende Wirkung hervor, denn sie machen, daß man alles, was man vorher begehrt und geliebt, vergißt; man wird davon jünger und betritt wiederum die vorige Bahn des Lebens.

Der

Der Alte bekommt die männliche Stärke und Lebhaftigkeit wieder, hierauf wird er ein Jüngling, ferner ein Knabe und endlich ein Kind: womit sich der Lauf seines Lebens endiget.

17.

Der unsterblich gewordne Schwimmer.

Glaukus, ein berühmter Fischer, that sich in der Kunst zu schwimmen unter allen andern hervor. Er sprang, da eine große Menge von Zuschauern bey dem Hafen zu Palerma stand, ins Meer, schwammt so lange, bis er ihnen aus dem Gesichte war, und kam erst schwimmend eben daselbst den dritten Tag darauf zurücke. Seine Freunde wunderten sich, und fragten ihn, wo er sich denn so lange aufgehalten hätte? O, sagte er, es giebt immer was auf dem Meere, daß man nicht so bald wieder zurück kommen kann. In der That aber war er noch den ersten Tag ans Land gestiegen, und hatte sich daselbst so lange aufgehalten. Damit man ihn noch mehr bewundern sollte, hatte er sich eine beträchtliche Anzahl von Fischen verschiedener

Gat-

Gattung aufgehoben; wenn andere Fischer keine schaffen konnten, so durfte man nur zu ihm gehen, er nahm gleich seinen Kahn, fuhr an dem Ufer herum, und brachte die verlangten Fische. Endlich war dieser Abendteurer so unglücklich, daß er von einem Meerwolfe verschlungen wurde, als er sein größtes Kunststück im Schwimmen zeigen wollte. Die Zuschauer erwarteten ihn begierig, allein vergebens. Dießmal kam er nicht wieder. Alle glaubten, es müßte ihm nun im Meer besser, als auf der Erde gefallen. Ja, sagte einer von seinen Freunden, in der That, nun ist er unsterblich geworden.

18.

Witz aus dem dreyzehnten Jahrhunderte.

Das Geld, die römische Kaiserinn und Beherrscherinn der ganzen Welt, entbietet ihren geliebten Söhnen und allen Verwesern ihren Gruß und wünscht ihnen den Thau des Himmels und das Fett der Erde.

Ich bewohne die erhabnen Gegenden, lasse meine Stimme auf den Straßen hören, und

umwan=

umwandere den Kreis des Himmels. Ich allein mache die Tauben hörend, und die Sprachlosen redend. Warlich, ich sage euch, ehe denn Abraham ward, bin ich mit goldnen Kleidern angethan. Ich bin die erhabne Kaiserinn, durch welche das menschliche Geschlecht zu Ehren gelangt, durch die so mancherley Güter in Ueberfluß ausgetheilet werden. Ich erfülle die Hungrigen mit Gütern, erhöhe den Dürftigen von der Erde, und erhebe den Armen aus dem Staube. Alle, die ihr vorüber gehet, merket und sehet, ob irgend eine Ehre ist, wie meine Ehre. Vor mir bücken sich alle Könige der Erde und alle Völker. Mir dient Rom. Hier ist meine Ruhe von Ewigkeit zu Ewigkeit. Hier will ich wohnen, sie habe ich erwählet. Was kann mir mehr Vergnügen machen, als wenn die Kardinäle zu meinen Füßen liegen, und mir räuchern. Hebet eure Augen auf, und sehet umher, durch mich stehet der päpstliche Thron. Vor mir zittert, wankt und erbebet die Erde, und alle die darauf wohnen. Wer kann meine Macht aussprechen? Mich nimmt die Kirche in ihrem Schooß, mir eilt der Papst mit ofnen Armen entgegen; und so oft ich mich ihm nähere, ergreift

greift er mich mit seiner Rechten. Kommt also zu mir alle, die ihr meinen Namen liebt und ihr sollt mit meinen Gütern erfüllet werden. Kommt sage ich, damit ihr nicht eine Schande der Menschen und Verachtung des Volks werdet; folget nicht denen, welche Christi Fußtapfen betreten. Sie wendeten ihr Vermögen nicht zur Pracht, und ihre Arbeit zur Heiligkeit an. Achtet auf mich, meine Kinder, denn ich bin das Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, und ihr seyd nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge; sondern heilige Verehrer des Geldes und meine Hausgenossen die ihr mich schon längst zu schätzen wißt. Jetzt rede ich nichts mehr mit euch, ich schließe, mit der Verheißung. Ich will euch von dem Thau des Himmels und von dem Fette der Erden geben: welches euer liebster Aufseher, der vorsichtige Verwalter aller Dinge, der Geitz euch zu erhalten bemüht seyn wird.

19.

Der Delphin, welcher mit den Knaben spielt.

In Afrika nicht weit von Hippon ist ein See, worauf man schifft, fischt, und sich im Schwimmen übt. Oft kamen Knaben dahin, um sich zu erlustigen und zu spielen. Sie machten sich eine große Ehre daraus, wenn sie sehr weit schwimmen konnten, und der es allen andern zuvor that, den erkannten sie vor den Sieger. Einer von ihnen, der alle übrige an Kühnheit übertraf, hatte sich sehr weit vom Ufer entfernt, als ein Delphin ihm begegnete, und bald vor, bald nach, bald um ihn schwamm: endlich nahm er ihn gar auf seinen Rücken, trug ihn noch weiter fort, der Knabe zitterte, da er seine Gefehrten aus dem Gesichte verlor: allein wie freudig war er, als der Delphin mit ihm wieder umkehrte und ihn ans Ufer brachte. Das Gerüchte von dieser wunderbaren Begebenheit breitete sich überall aus; alle kamen dahin, diesen Knaben zu sehen, und sich die wunderbare Sache von ihm selbst erzählen zu lassen. Sie eilten an das Ufer, sie erblickten die Knaben auf dem See.

Der Delphin kam zu der Zeit wieder, und näherte sich dem Knaben: allein dieser flohe mit seinen Gefehrten. Um ihn zurück zu locken, schwamm er in Kreisen, tauchte sich bald unter, bald hob er sich in die Höhe. Dieses geschah einige Tage hinter einander. Ihre Furcht verlor sich endlich, sie giengen ihm näher, spielten mit ihm, ruften ihn und griffen ihn an. Sie wurden kühner, sie sprangen wieder in den See, besonders der Knabe, welchen er schon einmal getragen hatte. Dieser sprang auf seinen Rücken, er führte ihn in die ofne See und wieder zurück. Sie wurden mit einander bekannt, sie liebten einander. Die übrigen Knaben begleiteten ihn auf beyden Seiten; und er hatte jetzt ebenfalls einen andern Delphin zu seinem Gefehrten. Dieser schwamm ihm zur Seite, so wie die übrigen Knaben thaten. Der lustige Delphin ließ sich so gar von ihnen ans Land ziehen, und mit Sande bestreuen. Wenn sie einige Zeit das Spiel mit ihm getrieben hatten, wälzte er sich wieder in den See. Der Statthalter dieser Provinz ließ den Delphin einsmalen, da er auf dem Lande lag aus Aberglauben mit Oel bespritzen; aber diese erzeigte Höflichkeit war ihm so unangenehm,

genehm, daß er einige Tage sich nicht sehen ließ; er kam hierauf unmuthig wieder, erlangte nach und nach seine vorige Lebhaftigkeit und setzte sein gewöhnliches Spiel mit den Knaben fort. Endlich traf ihn ein unglückliches Schicksal. Der arme Delphin wurde ganz heimlich getödtet. Ein so unschuldiges und lustiges Thier des Lebens zu berauben. Das war grausam! Ja. Der Magistrat hatte dazu seine Ursachen. Die fremden Zuschauer kosteten zu viel. Sie wurden aus der offentlichen Kasse unterhalten.

20.

Die Geisterbeschwörung.

Nicht weit von London liegt ein Landgut in einer anmuthigen Gegend. Auf der einen Seite führt ein Weg mit Bäumen besetzt dahin; auf der andern ist ein trockner Graben, mit Sträuchern und Dornbüschen verwachsen. Wenn man über den Steg gekommen, eröfnet sich dem Auge eine weite Ebene. Schon längst hatte sich unter den Leuten dieser Gegend ein Gerüchte ausgebreitet, daß sich bey dem Stege ein Gespenste sehen ließe; man hörte zuweilen ein kläg-

liches Heulen, und glaubte, daß es eine arme Seele sey, die große Quaal erlitte. Der Herr dieses Dorfes hieß Polus. Man wird ihn näher aus folgender Begebenheit kennen lernen. Als er einmal mit einigen recht gutherzigen Leuten nach Richemond ritt, so sah er mit unverwandten Augen gen Himmel der ganz heiter und ohne das geringste Wölkchen war; er machte ein Kreuz, rufte mit Erstaunen aus, o was sehe ich! die neben ihm ritten, fragten ihn, was es denn wäre; er machte noch ein größeres Kreuz. Sie wurden dadurch neugieriger gemacht. Endlich zeigte er mit den Fingern nach einer gewissen Gegend des Himmels und sagte: Sehet ihr nicht da einen ungeheuren Drachen mit feurigen Hörnern und krumm gebognem Schwanze? Sie konnten nichts erblicken. Zuletzt sagte einer unter ihnen, der nicht blödsichtig seyn wollte; er sehe ihn. Diesem folgten die andern, weil ein jeder sich schämte, das nicht zu sehen, was so deutlich war. Nach wenig Tagen war das Gerüchte von dem feurigen Drachen am Himmel durch ganz England verbreitet. Zu diesem Polus also kam ein benachbarter Priester, der sich schmeichelte, eine große Einsicht in der Theologie zu besitzen.

sitzen. Sein Name war Faunus. Ueber Tische wurde von verschiednen Dingen, und zuletzt auch von dem Gespenste gesprochen. Und da Polus merkte, daß der Priester nicht allein dieses Gerüchte gehört hatte, sondern es auch glaubte; so beschwor er ihn, daß er, als ein gelehrter und frommer Mann, dieser geplagten Seele helfen möchte. Sollten Sie ja, sagte er zu ihm, noch einigen Zweifel haben, so können sie die Sache untersuchen. Gehen Sie um zehn Uhr an den Steg; Sie werden ein klägliches Geheule hören; nehmen Sie sich noch Jemanden, den Sie nur wollen, mit; so werden Sie desto sicherer seyn. Nach der Tafel eilt Polus, wie gewöhnlich auf die Jagd, Faunus begab sich an den Ort, wo das Gespenste seyn sollte, da es schon Nacht worden, und hörte wirklich in dem Gebüsche ein Winseln. Er kehrte geschwinde zurück, um der Gesellschaft zu hinterbringen, was er gehört hatte. Polus aber war ihm auf einem kürzern Wege schon zuvor kommen. Diesem erzählte Faunus, was vorgegangen, und dichtete noch etwas dazu, damit die ganze Sache desto wunderbarer schiene. Polus nahm eine Mine voll Erstaunen an, und ersuchte

den Geistlichen mit den heftigsten Bitten, er möchte sich doch dieser nothleidenden Seele erbarmen. Faunus entschloß sich endlich, dieses zu thun. Er brachte die ganze Nacht mit Ueberlegungen schlaflos zu, wie er die Sache am sichersten anfangen sollte, denn, aufrichtig zu sagen, er fürchtete sich erschröcklich für das Gespenste. Zuerst also wurden die wirksamsten Beschwörungen dazu genommen, und noch einige neue, bey den Eingeweiden der heiligen Maria, bey den Gebeinen der heiligen Werenfride, hinzu gethan. Hierauf erwählte er einen Ort in der Ebene, der dem Gebüsche am nächsten war, woher das Gewinsel kam: er wurde mit einem großen Kreise eingeschlossen, und mit häufigen Kreuzen bezeichnet. Hierzu kam noch ein großes Gefäße voll Weihwasser. An seiner Stole hieng der Anfang des Evangelii Johannis, und an dem Knopfloch ein vom Papst geweihtes Agnus Dei. Mit diesen bewafnete man sich vor dem, gegen die bösen Geister, ehe noch die Kutte des heiligen Franciscus sich furchtbar gemacht hatte. Alles dieses wurde mit vielem Vorbedacht so veranstaltet, damit der Geist, wenn er ja böse wäre, nicht einen Anfall auf den Exorzisten thun könnte.

könnte. Doch bey allem dem unterstand sich Faunus nicht allein in den Kreis zu treten; sondern er bat sich noch einen Priester dazu aus. Polus schlug ihm einen von denen, welche er genau kannte, vor, aus Absichten die der Leser bald errathen wird. Den Tag darauf, nachdem alles gehörig vorbereitet worden, trat Faunus mit seinem Gefehrten um zehn Uhr des Nachts in den Kreis. In dem Gebüsche ließ sich ein erbärmliches Seufzen hören. Die Beschwörung wurde angefangen. Es zeigten sich zwey Reuter auf schwarzen Pferden, die den Faunus mit Feuer aus dem Kreise treiben wollten. Allein die Pferde wurden vor dem Feuer scheu, und hätten bey nahe die Reuter abgeworfen. Sie zogen sich also zurück: und hiermit endigte sich der erste Auftritt. Als man wieder zur Gesellschaft gekommen, stellte sich Polus, als wenn er von der ganzen Sache nichts wüßte, und fragte, was vorgefallen wäre. Hierauf erzählte ihm Faunus, es wären zwey abscheuliche Geister, auf schwarzen Pferden, mit feurigen Augen erschienen, die aus ihren Nasen Feuer gespiehen. Sie hätten versucht in den Kreis zu dringen, aber durch wirksame

Beschwörungen wären sie zum Teufel gejagt worden.

Faunus bekam nunmehr Muth, und begab sich die folgende Nacht wieder in den Kreis; schon lange hatte er das Gespenste beschworen, als sich die zwey Reuter auf den schwarzen Pferden mit erschrecklichen Wiehern zeigten; als wenn sie in den Kreis dringen wollten. Sie hatten, statt des Feuers, ein langes Seil, welches sie hinter sich nachschleppten. Sie zogen sich von beyden Seiten zurück, als wenn sie durch die Beschwörungen des Faunus verjagt würden, umschlungen damit beyde Priester und warfen sie nebst dem Gefäße mit Weihwasser zur Erde. Man kehrte hierauf wieder nach Hause, und Faunus erzählte mit vieler Rührung, in was für einer großen Gefahr er gewesen, und wie tapfer er beyde Geister fortgejagt. Schon hatte er eine solche Zuversicht gefaßt, daß es keinen so unverschämten oder schädlichen Geist gäbe, der in den Kreis dringen könnte. Eben damals kam der Schwiegersohn des Polus, um einen Besuch bey ihm abzustatten. Ein Mann von lustigem und aufgeräumtem Temperament. Der Schwiegervater zog ihn unbemerkt

auf die Seite, erzählte ihm die lustigen Auftritte; und gab ihm die Rolle, die abgeschiedene Seele zu spielen. Er nahm dieses mit Vergnügen über sich, zog einen Sterbekittel an, nahm ein Gefäß mit brennenden Kohlen, welche durch die Leinwand stark leuchteten; damit begab er sich an den bestimmten Ort. Man hörte ein klägliches Winseln. Faunus brachte seine Beschwörungen vor. Endlich zeigte sich die Seele in einiger Entfernung zwischen den Sträuchen mit dem Feuer und seufzte. Als Faunus sie beschwor, daß sie sagen sollte, wer sie wäre; so sprang Polus, als ein böser Geist gekleidet plötzlich aus dem Gebüsche. Du hast kein Recht, schrie er; und knirschte mit den Zähnen, kein Recht an diese Seele, sie ist mein; und lief zuweilen bis an den Rand des Kreises, als wenn er den Exorzisten anfallen wollte: bald zog er sich wieder zurück, als wenn er durch die Kraft der Beschwörung, und durch das Weihwasser, womit man ihn häufig besprengte, vertrieben würde. Endlich blieb er ganz weg, und es entstand ein Gespräche zwischen dem Faunus und der Seele. Er fragte sie wer sie wäre? Eine Christen-Seele. Wie ihr Name hieße: Faunus. Das ist ja

 eben

eben mein Name. Dieser Umstand machte, daß er sich diese ganze Unternehmung noch mehr angelegen seyn ließ Als er noch weiter fragte, so zog sich die Seele mit vieler Klugheit zurück, und sagte: sie dürfte nicht länger reden, denn die Zeit wäre da, in der sie sich an den Ort begeben müßte, wohin es ihrem bösen Aufseher gefiele: doch versprach sie den folgenden Tag um die gehörige Stunde wieder zu erscheinen. Man versammlete sich alsdenn wieder bey dem Polus. Der Exorzist erzählte, was vorgefallen, und setzte noch einiges hinzu, welches er aber in der That selbst glaubte. Man wußte jetzt schon so viel, daß es eine Christen-Seele wäre, die von einem grausamen Geiste heftig gequälet würde.

Sie davon zu befreyen, gab sich Faunus bey der nächsten Beschwörung alle mögliche Mühe. Allein es ereignete sich dabey etwas sehr lächerliches. Als Faunus die Seele aufgefordert hatte; so drang der böse Geist so nahe, daß es das Ansehen bekam, als wenn er wirklich in den Kreis brechen würde. Faunus bewafnete sich mit Beschwörungen dagegen, und bespritzte ihn mit vielem Weihwasser, allein der Geist schrie: das achte ich alles wie nichts; du hast mit einem

Mädchen

Mädchen zu thun gehabt. Komm, du bist mein. Polus sagte dieses nur im Scherz; allein es schien, als wenn er es getroffen hätte; denn der Exorzist zog sich gegen den Mittelpunkt, und murmelte dem andern Priester, ich weis nicht was, ins Ohr. Polus merkte es, trat zurück, damit er nicht das hörte, was sich für einen Layen nicht geziemte. Doch vernahm er die Buße, welche ihm der andere Pfarrer auflegte. Sie bestand darinn: er sollte dreymal das Vater Unser beten. Was daraus Polus geschlossen, das kann vielleicht der Leser errathen. Jetzt gieng der losgesprochne Priester wieder mit Herzhaftigkeit an den Rand des Kreises, und befahl dem bösen Geiste näher zu kommen: allein dieser wich furchtsam zurück, und sagte: du hast mich hintergangen; wenn ich klug gewesen wäre, so hätte ich dich nicht daran erinnert. Hierauf ließ sich der Exorzist in ein Gespräch mit der Seele ein; er fragte sie, ob sie nicht von ihrer Quaal befreyet werden könnte? Ja, war ihre Antwort, wenn das Geld, welches ich durch Betrug erworben, wieder gegeben würde. Hierauf erwiederte Faunus: wie wenn es durch redliche Personen zu einem heiligen Gebrauch angewendet

wendet würde. Ja, auch dieses kann helfen. Der Exorzist freuete sich, und fragte begierig, wie groß die Summe wäre. Sehr groß, antwortete die Seele, und zeigte zugleich den Ort an, der aber etwas entfernt war, wo der Schatz begraben läge. Sie verlangte, daß davon drey Personen unterhalten werden sollten, davon einer nach der Peterskirche zu Rom, der andere zum heiligen Jacob nach Kompostel, der dritte nach Trier wallfahrtete. Es sollte ferner eine große Anzahl von Psalmen und Messen gelesen werden. Was noch übrig bliebe, könnte er selbst nach seinem Gutachten anwenden. Jetzt dachte Faunus an nichts als an den Schatz; doch fragte er aus Neugierde die Seele noch um einige geheime Künste, um die Alchymie und Magie. Sie antwortete darauf wenig, und versprach ihm mehreres zu entdecken, wenn er sie würde aus der Gewalt des bösen Geistes befreyet haben.

Faunus redete nun in den Gesellschaften, bey den Gastmälern von nichts anders, als dieser wunderbaren Sache; er machte den Klöstern prächtige Hoffnungen. Er gieng selbst an den beschriebnen Ort, fand die Merkmale, aber er unterstand sich doch nicht den Schatz zu heben;

weil

weil ihm die Seele die Gefahr lebhaft vorgestellet, welche demjenigen treffen würde, welcher den Schatz anrühren wollte, ehe noch die gehörige Anzahl von Messen gelesen wären. Einigen von den Klügern kam die ganze Sache ziemlich bedenklich vor. Da er überall sich damit prahlte, so erinnerten ihn einige Freunde, besonders sein Abt, er möchte sich doch nicht um seine Achtung bringen, die er sich durch seine sonst bekannte Klugheit erworben. Allein er ließ sich durch nichts bewegen; die Einbildung davon hatte einen so tiefen Eindruck in seine Seele gemacht, daß er von nichts als Gespenstern und bösen Geistern träumte und redete. Er gieng beständig in Gedanken, und war in Gefahr in Melancholie zu verfallen. Um dieser ganzen Begebenheit eine andere Wendung zu ertheilen schrieb Polus einen Brief mit ungewöhnlich großen Buchstaben; in welchem die Seele dem Faunus berichtete, daß sie nun in völliger Freyheit sich befände, sie dankte ihm vor seine Mühe, und ersuchte ihn, er möchte ruhig seyn: wenn er zu dem heiligen Augustin kommen würde, so wollte sie ihm mündlich ihre Dankbarkeit abstatten. Dieser Brief wurde heimlich auf das

Altar

Altar gelegt, auf dem Faunus gewöhnlich Messe las. Er fand ihn, las mit der größten Begierde was darinn stand, zeigte ihn überall herum, als eine heilige Sache, und glaubte nichts gewisseres, als daß er vom Himmel durch einen Engel an ihn wäre gebracht worden.

Ob man aus dieser Begebenheit den Schluß machen könne, daß die meisten Historien von Gespenstern und Geistererscheinungen einen ähnlichen Ursprung haben, daß sie durch witzige Köpfe veranstaltet und durch leichtgläubige fortgepflanzt worden; das beruht ganz auf der Entscheidung einsichtsvoller Leser.

21.

Lebensgeschichte des Abt Dorotheus, nebst einer Episode von dem Abt Elias.

Der Abt Dorotheus hielt sich in einer Zelle eingeschlossen, und saß beständig am Fenster, machte es bald auf, bald zu. Die Ursache davon wird der Leser beym Beschluß dieser Geschichte finden. Er war in der Aufsicht über ein Nonnenkloster dem berühmten Abt Elias gefolget.

folget. Ein Mann welcher verdient, daß man ihn näher kennen lernt. Elias besaß ein beträchtliches Vermögen, er glaubte, daß er keinen bessern Gebrauch davon machen könnte, als wenn er ein Kloster bauete. Er nahm alle herumirrenden Jungfrauen in dasselbe auf, und ertheilte ihnen den nöthigen Unterhalt. Ihre Anzahl belief sich auf dreyhundert. Unter einer so grossen Menge Frauenspersonen von verschiedner Denkungsart, Alter und Stande war die Eintracht eine Sache, die man nicht immer erwarten konnte. Er sah sich daher öfters genöthigt, ihre kleinen Zänkereyen anzuhören, und Frieden zu stiften. Zwey Jahre hatte er mit dieser ruhmwürdigen Beschäftigung zugebracht, als er gewisse Regungen fühlte, die ihn auf den Entschluß brachten, das Kloster zu verlassen; er war damals ein Mann von dreyßig Jahren. Zwey Tage schweifte er in der Einsamkeit herum, oft betete er und rufte aus: Tödte mich, oder befreye mein Herz von der Empfindung, damit ich ohne Anfechtung die Aufsicht über die Nonnen fortsetzen kann. Die Nacht überfiel ihn bey diesen frommen Wünschen, und er sank in der Wüsten in einen angenehmen Schlaf. Hier

kamen

kamen drey Engel zu ihm, die ihn fragten: Warum bist du aus dem Nonnenkloster gegangen? Er antwortete mit Zittern, und erzählte ihnen die ganze Sache. Hierauf versetzten die Engel: Wenn wir dich nun von diesem beschwerlichen Triebe befreyen, willst du wohl wieder in das Kloster, als Aufseher, zurück kehren? Ja. Schwöre uns also! Er that es. Hierauf faßten ihn die Engel an; einer hielt ihn die Hände, der andere die Füße, und der dritte brachte ein Scheermesser heraus und kastrirte ihn. Sie fragten ihn, ob er eine Erleichterung spürte, und er versicherte, daß er glaubte, ganz von dem reizenden Triebe befreyet zu seyn. Gehe also, sagten sie, wieder in das Kloster. Dieß alles geschah im Traume. Er wachte auf, kehrte zu seinen Nonnen wieder zurück, die während seiner fünftägigen Abwesenheit ganz untröstbar gewesen; weil sie ihren Friedensstifter verloren hatten. Sie eilten ihm mit ofnen Armen entgegen, und er lebte noch vierzig Jahre in dem Kloster, und versicherte den heiligen Vätern, die ihn zuweilen besuchten, daß seit der Erscheinung der Engel in der Wüsten, nie eine reizende Empfindung, auch bey dem Anblick der schönsten

Nonne,

Nonne, in seinem Herzen sich gereget. In diesem Kloster saß also unser Abt Dorotheus beständig beym Fenster, er machte es auf, wenn die Nonnen allzu laut wurden, ermahnte sie väterlich, und machte es wieder zu, wenn sie ruhig geworden. Nie ist jemals eine Nonne zu ihm herauf, oder er zu ihnen herunter gestiegen: denn zu seiner Zelle war keine Treppe.

22.

Der nach seinen Vorschriften pünktlich handelnde Diener.

Ein wunderlicher Alter konnte in seinem Hause keine Woche ohne einen neuen Bedienten seyn. Entweder jagte er sie selbst fort, oder sie liefen wegen seines beständigen Scheltens von ihm. Endlich bekam er einen ziemlich listigen Diener, der sich mit ihm auf einen andern Fuß setzte. Mein Herr, sagte er, gleich bey dem Antritte seiner Dienste, ich bin gesonnen, längere Zeit als meine Vorgänger bey Ihnen zu bleiben. Ich ersuche Sie daher, daß Sie mir Ihre Verhaltungsbefehle geschrieben geben, damit ich mich darnach genau richten kann. Uebertrete ich sie,

so steht es Ihnen frey, mich fortzujagen. Wenn ich aber denselben pünktlich nachkomme, so hoffe ich, daß Sie nicht Ursache haben werden, auf einen neuen zu denken. Dem Herrn gefiel diese Bedingung, er gab ihm alles, was er von ihm gethan haben wollte, schriftlich. Den folgenden Tag hatte der Herr eine Verrichtung außer dem Hause, und der Diener folgte ihm, so wie seine Vorschrift lautete, hinten nach. Es war eben damals sehr schlüpfrig zu gehen, und weil der Alte etwas schwache Füße hatte, so glitt er in ein Loch. Er reichte dem Diener seine Hände, damit er ihn aus dem Kothe heraus ziehen sollte. Dieser besann sich einige Zeit. Mein Herr, sagte er, ich weis wohl, daß es meine Schuldigkeit erfordert, hinter ihnen zu gehen; aber daß ich Ihnen aus dem Kothe helfen soll, kann ich mich nicht erinnern. Ich bitte haben Sie eine kleine Geduld, und warten hier, bis ich nach Hause gelaufen, und meine schriftliche Verhaltungsbefehle durchgelesen.

23.

Die übel vergoltne Gefälligkeit.

Ein gewisser Kanonicus zu Antwerpen hatte eine beträchtliche Summe Geldes von seinem nächsten Anverwandten geerbet; damit es ihm nicht gestolen werden sollte, trug er es beständig bey sich. Dieses merkte ein schlauer Betrüger: er bekam große Lust, ihm dieses Geld abzunehmen; und erlangte endlich, was er gewünscht. Man höre, wie er es anstellte. Er gieng zu ihm, brachte ihm von einem Dorfgeistlichen, den er sehr wohl kannte, einen Gruß, und meldete zugleich, daß er ihm aufgetragen hätte, eine Reverende bey einem Schneider zu kaufen. Er bat ihn, daß er doch die Freundschaft für ihn haben, und mit zu einem Schneider gehen möchte, um dieselbe anzuprobiren: weil er sonst Niemanden wüßte, der ihm an Größe vollkommen gleich wäre. Der Kanonicus ließ sich dazu bewegen, seinem Freunde eine so geringe Gefälligkeit zu erzeigen. Sie kamen zu einem Schneider, der ihnen verschiedene Kleidungen von der Art vorlegte. Der Kanonicus zog diejenige an, welche ihm passend zu seyn

schien. Der Betrüger betrachtete ihn von allen Seiten; und hatte nichts daran auszusetzen, als daß es vorne etwas zu kurz wäre. O, sagte der Schneider, daran ist nicht die Kleidung schuld; sondern der Gürtel, den der Herr um den Leib trägt. Belieben Sie ihn nur auf einen Augenblick abzulegen, Sie werden sehen, daß es lang genug ist. Der Kanonicus that es, und sah recht aufmerksam, ob es ihm vollkommen paßte. Unterdessen nahm der Betrüger den Gürtel mit dem Gelde, und lief davon. Der Kanonicus in der Reverende nach, und hinten drein der Schneider. Jener schrie, haltet den Dieb auf, und dieser: haltet den Kanonicus auf. Das Volk erstaunte, da es einen Geistlichen in der Kleidung so auf der Straße laufen sah, und glaubte dem Betrüger, der öfters schrie: er ist irre. Die Gelegenheit war zu bequem, als daß sich der Betrüger nicht dabey hätte unsichtbar machen sollen.

24. Eine

24.
Eine Rübe vor ein Pferd.

Ludwig der XI. ritt zuweilen auf die Jagd, und wurde bey der Gelegenheit mit einem Landmanne bekannt, den er wegen seiner Unschuld wohl leiden konnte. Er kehrte gewöhnlich bey ihm ein, setzte sich an das ländliche Kamin, und speisete mit seinem Wirthe Rüben. Als er einige Zeit darauf, wegen allzu weiter Entfernung des Orts, nicht in die Gegend kam; so glaubte die Frau, daß die Reihe jetzt an ihrem Manne wäre, bey dem Könige einen Besuch abzustatten. Geh, sagte sie, zu unserm alten Gaste, und nimm einige von den größten Rüben mit. Dem Manne gefiel anfangs der Vorschlag nicht zum besten, weil er glaubte, daß Prinzen wichtigere Geschäffte hätten, als daß sie sich ihrer Wirthe, bey welchen sie Rüben gespeiset, erinnern könnten. Doch die Frau bestand einmal darauf, und der Mann mußte fort. Unter Weges traf er nicht immer Gelegenheit an, Gerichte nach seinem Geschmacke zu finden, und doch glaubte er, daß es eben sein Beruf nicht wäre, Hunger zu leiden. Die Rüben waren außerdem etwas schwer. Ich will doch

eine versuchen, der König wird mir es nicht übel nehmen, wenn ich sie auch nicht alle bringe; er ist ein gnädiger Herr. Hiermit langte er eine nach der andern heraus, und verzehrte sie bis auf die größte. Mit dieser schlich er sich an den Hof, und war so glücklich, daß er sich nicht erst bey dem Könige durfte melden lassen; denn er begegnete ihm eben, da er zu Pferde steigen wollte. Der König kannte ihn den Augenblick, ob er gleich etwas entfernt stand. Guter Freund, sagte er, wie gehts? kommt doch näher. Der Landmann lächelte, lief herzu, und überreichte ihm mit einer tiefen Vorbeugung die Rübe. Der König nahm sie sehr gnädig an, gab sie einem von seinen Hofleuten, und befahl, daß man dieselbe zu seinen schätzbarsten Sachen legen sollte. Er zog ihn hierauf zur Tafel, unterhielt sich mit ihm von dem Vergnügen, welches er in seiner Hütte genossen, und ließ ihm beym Abschiede tausend Thaler für die Rübe auszahlen. Diese Begebenheit wurde bald am ganzen Hofe bekannt, und einer von den verschlagensten Hofleuten kam auf den Einfall, sich die Freygebigkeit des Königs zu Nutze zu machen. Er schenkte ihm das beste Pferd. Ludwig merkte seine Absicht, und befahl

seine

seine Räthe zusammen zu rufen, denen er die Entscheidung überließ, mit was ein so kostbares Geschenke sollte vergolten werden. Der Hofmann schmeichelte sich schon mit der größten Hoffnung; und wer hätte es ihm auch übel nehmen können? Er war ein Zeuge gewesen, wie großmüthig der König einen schlechten Landmann beschenkt, der ihm eine Rübe überreicht. Konnte er, als ein Vornehmer, für ein so kostbares Pferd nicht mehr erwarten? Die Sache wurde im Geheimenrathe mit der größten Sorgfalt überlegt, man machte verschiedene Vorschläge, davon aber keiner des Königs Beyfall fand. Jetzt gleich, rief Ludwig, fällt mir es ein, was er für ein Geschenke haben soll, er winkte einem von seinen Vertrauten, sagte ihm ins Ohr, daß er in das Kabinet gehen, und was auf dem Tische in ein seiden Tuch eingewickelt wäre, holen sollte. Er brachte es, und der König überreichte es dem Hofmanne selbst mit den Worten: ich schmeichle mir, daß dieses ein würdiges Gegengeschenke für euch seyn werde; da es mich tausend Thaler zu stehen kommt. Der Hofmann gieng mit einer unterthänigen Vorbeugung auf die Seite, wickelte

es begierig in Gegenwart seiner guten Freunde auf, und fand darinn die Rübe, welche schon etwas welk geworden. Man lachte, und unterhielt sich einige Tage am Hofe mit dieser lustigen Begebenheit.

25.

Der Thor, welcher klüger als ein Seiltänzer ist.

In Brüssel hielt sich einige Zeit ein Seiltänzer auf, der das müßige Volk mit seinen Künsten belustigte. Man bewunderte seine Geschicklichkeit, und von Lobeserhebungen aufgeblasen gab er nicht so genau, als sonst, auf sich Acht, kam aus dem Gleichgewichte, und fiel vom Seile herunter. Man lachte über ihn: und wunderte sich, daß man in einer Ecke einen thörichten Menschen weinen sah. Warum weint ihr denn, guter Freund, sagten einige von den Umstehenden zu ihm. Warum sollte ich nicht? erwiederte dieser, die Leute halten mich für einen Thoren und ich gehe doch niemals in der Luft, sondern immer auf der Erde.

26.
Die Menschen sind nicht alle weiß oder schwarz, es giebt auch grüne.

In Suffolk nicht weit von dem Kloster des heiligen Edmund liegt ein Dorf, welches von den Wolfsgruben, die nahe dabey sind, den Namen hat. Hier befanden sich die Arbeiter eben mit Einerndten beschäftigt, als sie aus einer von den Gruben zwey Geschöpfe, zu ihrem größten Erstaunen, steigen sahen. Das eine davon war ein Knabe, das andere ein Mädchen. Sie waren so wie andere Menschen gestaltet, nur daß ihr ganzer Körper eine grüne Farbe hatte. Die Bauren gaften sie einige Zeit an, und würden sich nicht unterstanden haben, sie anzurühren, wenn sie nicht bemerkt hätten, daß sie furchtsam auf dem Felde herum irrten. Sie fiengen sie also auf, und führten sie zu ihrem Herrn, dem Ritter Richard von Kalne. Man fragte sie, wo sie her wären: allein die Antwort, welche sie gaben, war in einer Sprache, die Niemand verstand. Aus ihren Weinen konnte man schließen, daß ihnen ihr gegenwärtiger Aufenthalt eben nicht am besten gefiele.

Man setzte ihnen zu Essen vor, aber sie rührten nichts an, und blieben einige Tage, ohne etwas zu sich zu nehmen. Endlich erblickten sie einen Wagen mit Bohnen, an welchen noch die Halmen waren, sie gaben durch Minen zu verstehen, daß sie etwas davon zu haben wünschten; man reichte ihnen einige, und als sie die Halmen von einander machten, und nichts darinn fanden, so weinten sie wieder: als ihnen aber ein Landmann die Bohnen zeigte, so sprangen sie für Freuden und aßen dieselben begierig. Welches in der Folge lange Zeit ihre ordentliche Nahrung war, bis sie sich nach und nach zu der englischen Kost gewöhnten, wodurch sie ihre grüne Farbe verloren, und den Engländern ähnlich wurden. Sie lernten zugleich die Sprache. Man legte ihnen jetzt neugierig viele Fragen vor, die sie alle beantworteten. Sie erzählten, daß sie aus dem Lande des heiligen Martin wären, allein wo das Land läge, und wie sie aus demselben gekommen, wüßten sie nicht. Das einzige erinnerten sie sich nur, daß sie an einem Tage sich von der Heerde ihres Vaters entfernt hätten, und in eine Höhle gegangen wären, da sie einen so angenehmen Schall gehört, als der von den

Glocken

Glocken zu St. Alban. Sie wären dadurch gereizt worden, weiter in der Höhle fortzugehen, bis sie an den Ausgang gekommen. Die ungewöhnliche Luft und der Glanz der Sonne hätte ihren Körper in eine Art von Unempfindlichkeit versetzt; so daß sie bey der Höhle als todt niedergefallen. Sie wären kaum zu sich wieder gekommen, als man sie gefangen. Man fragte sie weiter, ob bey ihnen auch Christen wären, und ob die Sonne in ihrem Lande aufgienge? Ja, versetzten sie, wir haben bey uns Kirchen; aber die Strahlen der Sonne sehen wir nicht; sondern blos ein Licht welches der Morgenröthe ähnlich ist. Alles hat bey uns eine grüne Farbe. Nicht weit von unsrer Erde ist ein helleres Land, in welches aber noch Niemand gekommen, weil es durch einen großen Fluß getrennt ist. Der Knabe starb einige Zeit, nach dem er die Taufe empfangen. Das Mädchen aber blieb munter, hielt sich viele Jahre lang auf dem Schlosse des Ritters auf, und verheyrathete sich endlich. Vielleicht sind noch Nachkommen von ihr in England übrig.

27.

Der beym Begräbniß des Mannes zu spätt gekommene Freyer.

Zu Rotenburg lebte ein seltnes Ehepaar, welches von der ganzen Stadt bis zur Bewunderung hochgeschätzt wurde. Der Mann hatte sich durch seine Gerechtigkeitsliebe und Großmuth den Beyfall aller erworben; und die Frau wurde wegen ihrer Tugenden als ein Muster betrachtet. Man bedauerte aufrichtig ihr Schicksal, als sie durch den Tod desselben eine Wittwe wurde. Man trug es einem der Angesehensten in der Stadt auf, daß er sie zu dem Grabe des Verstorbnen begleiten sollte. Dieser that das sehr gerne, und bemühte sich aufs möglichste, die schöne Wittwe, welche den erlittnen Verlust bis zur Verzweiflung beweinte, zu beruhigen. Er bediente sich aller Arten von Trostgründe, die nur bekannt waren, und unterhielt sie damit bis sie zu dem Grabe gekommen. Sie schien untröstlich zu seyn. Als sie wieder nach Hause zurück kehrten, versuchte er das letzte Mittel, was man nur bey einer jungen Wittwe gebrauchen kann.

Er

Er bot sich ihr zum künftigen Ehemanne an, und suchte ihr diesen Antrag mit sehr scheinbaren Gründen annehmlich zu machen. Er freute sich, daß er auf den Einfall gerathen, weil er dadurch allen andern zuvor gekommen wäre. Er drang sehr heftig in sie, und suchte seinen gefaßten Entschluß durchzutreiben. Allein sie weigerte sich beständig, und er fuhr fort, ihr mit Bitten anzuliegen. Endlich war sie seines unangenehmen Gesuchs müde, und sagte ihm frey: sie brauchte nicht zwey Männer, sie hätte an einem genug. Wenn er eher gekommen wäre, so würde sie vielleicht die Sache überlegt haben; allein jetzt wäre es zu spät, weil sie schon einem andern ihr Wort gegeben hätte. Diese Antwort kam ihm so unerwartet, daß er dadurch ganz außer sich war. Endlich brach er sein Stilleschweigen und sagte: also muß man zu den Frauen kommen, ehe noch ihre Männer begraben sind? Ja. Leben Sie wohl, und vergessen Sie ja nicht, mir es melden zu lassen, wenn ihr künftiger Mann krank werden sollte.

28.
Sonderbarer Rath eines Arztes.

Als einer zu einem verdrüßlichen Arzte gieng und ihm klagte: daß er weder liegen, noch stehen, noch sitzen könnte, so antwortete ihm dieser in der Hitze: das einzige ist noch übrig, hängt euch.

29.
Welches ist die härteste Strafe für einen Wolf?

Die Wölfe hatten in einem Dorfe in Franken an einem ziemlich strengen Winter sehr viel Schaden angerichtet: so daß die Bauern alle Arten von Martern dem ersten Wolfe, den sie lebendig fangen würden, drohten. Sie waren endlich so glücklich, einen in ihre Gewalt zu bekommen. Froh, daß sie nun ihre Wünsche erfüllt sahen, versammleten sie sich, unb berathschlagten: auf was für Art sie ihn am grausamsten quälen könnten. Man brachte verschiednes in Vorschlag. Zuletzt trat einer zu dem Angesehensten unter ihnen, dem man die ganze Entscheidung überlassen hatte. Gevatter,

sagte er, ich habe zwey Weiber gehabt, und ich weis, was ich ausgestanden, es kann keine größere Strafe für den Wolf erdacht werden, als die: Gebt ihm zwey Weiber.

30.

Das Gespenste zu Athen.

In Athen war ein großes, altes und berüchtigtes Haus, wo man allezeit des Nachts ein Geräusche von Ketten hörte; zuerst lärmte es in der Entfernung, und kam hernach immer näher, bis sich zuletzt das Gespenste selbst zeigte. Es war ein abgezehrter, häßlicher Alter, mit einem langen Barte, sträubigen Haaren, an den Füßen hatte er Ketten, und an den Händen Fesseln, womit er beständig klirrte. Dieses mußte freylich den Bewohnern des Hauses unruhige und schreckliche Nächte verursachen, in welchen sie mehr wachten, als schliefen. Der Mangel der Ruhe zog ihnen Krankheiten zu, und diese endigten sich mit dem Tode. Denn auch bey Tage stellte ihnen ihre Phantasie den Geist vor, ob er gleich nicht zugegen war, und die Furcht vergrößerte das Schrecken. Endlich

lich wurde das Haus leer, Niemand unterstand sich in demselben zu wohnen; sondern man überließ es ganz dem Poltergeiste. Doch wurde es öffentlich ausgehangen; wenn sich ja Jemand finden sollte, der es kaufen, oder miethen wollte. Der Philosoph Athenodor kam eben zu der Zeit nach Athen, er las den Kaufzettel, der geringe Preis kam ihm bey einem so großen Hause verdächtig vor, er erkundigte sich nach der Ursache. Man entdeckte ihm alles. Er wurde dadurch nicht abgeschreckt; sondern miethete es um desto lieber. Als es anfieng dunkel zu werden, begab er sich in eines von den fordern Zimmern, er ließ sich sein Schreibezeug und Licht bringen. Hierauf befahl er seinen Leuten, daß sie sich entfernen sollten. Er richtete jetzt seine Gedanken und Augen ganz aufs Schreiben, damit seine Phantasie nicht mit erdichteten Bildern und leerer Furcht sich beschäftigen möchte. Anfangs war es ganz stille, hierauf ließ sich ein Geräusche von Fesseln hören: er sah nicht auf, legte seinen Schreibegriffel nicht nieder; sondern sammlete seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gegenstand seiner Betrachtung, damit er nicht leicht etwas hören möchte. Der Lärm vermehrte sich, es

kam näher, jetzt war es vor der Thüre, und nun in der Stube selbst. Er sah um sich, und erblickte das Gespenste, so wie es ihm war beschrieben worden. Es stand da, und winkte mit der Hand, als wenn es ihn abrufen wollte; er aber gab ihm ein Zeichen, daß es etwas warten sollte, und fuhr fort zu schreiben. Nun klirrten die Ketten über seinem Haupte, er sah auf, und es winkte ihm wieder. Jetzt nahm er das Licht, und folgte ihm nach. Es gieng ganz langsam, als wenn ihm die Ketten beschwerlich wären. Wendete sich in den Hof, verließ seinen Gefehrten und verschwand. Er pflückte einige Blumen ab und legte sie zum Zeichen an den Ort. Den Morgen darauf meldete er es bey der Obrigkeit, und bat, daß man den Ort aufgraben möchte. Es geschah; man fand daselbst vermoderte Todtengebeine mit Ketten umschlungen, man las sie zusammen und begrub sie öffentlich. Das Haus wurde hierauf niemals von einem Geiste beunruhigt, und der Philosoph konnte ungestört schlafen.

31.
Ein Tyrann ahndet nicht immer die Freymüthigkeit.

Dionysius war seinen Unterthanen wegen der unausstehligen Grausamkeiten so verhaßt, daß sie ihm Tag und Nacht den Tod wünschten. Nur eine einzige abgelebte Frau fand sich in ganz Sicilien, welche täglich bey Aufgang der Sonne in den Tempel sich begab und um das Wohl und ein langes Leben des Tyrannen, den Himmel anflehte. Diese sonderbare Sache konnte dem Dionysius nicht lange verschwiegen bleiben; er wunderte sich selbst darüber, und war begierig die Ursache aus ihrem eignen Munde zu hören. Sie wurde nach Hofe gerufen, und sie erschien mit derjenigen Unerschrockenheit, die aus dem Bewustseyn der Tugend entspringt. Sagt mir doch aufrichtig, redete sie der Tyrann an, warum ihr so fleißig für mich betet? Das habe ich, erwiederte sie, bis auf den heutigen Tag mit gutem Vorbedacht gethan. Da ich noch ein Mädchen war, hatten wir einen sehr strengen Herrn, und ich wünschte, so wie die übrigen, seinen Tod. Er starb, und ihm folgte ein

ein anderer, der nicht besser war. Auch damals glaubte ich Ursache zu haben, diesem ebenfalls den Untergang zu wünschen. Nun herrschest du über uns, und zwar weit grausamer als deine Vorfahren. Ich fürchte daher mit Grunde, daß nach dir ein noch schlimmerer kommen werde. Daher flehe ich unaufhörlich von dem Himmel, daß er dein Leben verlängern soll. Der Tyrann wurde durch das aufrichtige und gesetzte Wesen dieser Frau so gerührt, daß er sich entfärbte, und sie, ohne ihr auch nur einen Verweis zu geben, von sich ließ.

32.

Mit gleicher Münze bezahlt.

Ein Reisender kehrte des Nachts in eine Herberge ein, er kam so spät, daß er kein Essen bekommen konnte. Er mußte sich blos mit einer Stelle an dem Tische, wo die andern Gäste speiseten, begnügen, und ihnen zusehen. Sie aßen alles auf, so daß er gezwungen war, mit leerem Magen schlafen zu gehen. So bald der Tag angebrochen, machte er sich reisefertig und nahm von dem Wirthe Abschied. Wie so eilig, mein Herr, sagte dieser, wo ist die Bezahlung?

Vor was denn? antwortete jener, ich weis mich nicht zu erinnern, daß ich hier etwas zu Essen bekommen. Aber ihr konntet ja von dem Geruche satt werden, versetzte der Wirth. Von dem Geruche? erwiederte der Reisende; ja, es ist wahr, er nahm seinen Beutel heraus, und warf einen Thaler auf den Tisch. Klingt er nicht gut? Sehr schön, antwortete der Wirth. Nun so nehmt den Klang als eine Bezahlung für den Geruch, sagte der Gast; steckte seinen Thaler wieder ein, und gieng weiter.

33.

Zweykampf des Roland mit dem Riesen Ferrakut.

Die Zeiten Karl des Großen waren reich an Abenteuren, besonders der berufne Feldzug dieses Kaisers in Spanien. Turpin, der glaubwürdige Mann, sagt das. Unter diese Abenteure gehört vorzüglich der Riese Ferrakut, aus dem Geschlechte Goliaths, ein geborner Syrier, welchen der Sultan von Babylon mit zwanzig tausend Türken gegen den Kaiser Karl geschickt hatte. Er fürchtete sich vor keiner Hellebarde

noch

noch Lanze, und war so stark als vierzig der tapfersten Ritter. Er trat gleich bey der Annäherung des christlichen Heeres hervor, und forderte einen von ihnen zum Zweykampf auf. Karl schickte zuerst den streitbaren Oger wider ihn; allein er faßte ihn mit samt seinem Spießgesellen mit dem rechten Arm, und trug sie im Angesicht des Heeres, wie geduldige Schaafe fort. Man darf sich eben nicht darüber wundern. Denn er war zwölf Ellen groß, sein Gesichte in der Länge betrug eine Elle, die Nase ein Viertel, die Armen und Beine waren vier Ellen lang und die Finger drey Viertel. Hierauf befahl Karl den Rainold den Kampf zu übernehmen; allein der Riese trug ihn ebenfalls ohne viele Mühe fort. Alsdenn gieng Konstantin in Begleitung seines Gefehrten auf den Kampfplatz, diese nahm er in den rechten und linken Arm und schlepte sie weg. Endlich wurden zwanzig Ritter gegen ihn geschickt; aber auch diesen gieng es nicht besser, als den vorhergehenden. Karl war nebst dem ganzen Heere ein Zuschauer davon, die Sache kam ihm zu bedenklich vor, als daß er es wagte, mehrere aufzuopfern. Doch erlaubte er es noch dem Roland,

der ihn sehr deswegen ersuchte, sich mit dem Riesen herum zu balgen. Er näherte sich ihm, dieser aber ergrif ihn blos mit der Rechten und setzte ihn vor sich auf sein Pferd. Schon ritt er mit ihm gegen das Lager, als sich Roland wieder etwas faßte, seinen Bart ergrif und ihn rücklings beugte; sie fielen aber beyde vom Pferde. Doch blieben sie nicht lange auf der Erde liegen; sondern raften sich wieder auf, und bestiegen ihre Pferde. Roland zog in der Geschwindigkeit sein großes Schlachtschwerdt, that damit einen Hieb gegen den Riesen; aber er tödtete blos sein Pferd, welches in zwey gleiche Stücke gespalten wurde. Jetzt befand sich Ferrakut zu Fuße, hielt sein bloßes Schwerdt in der Hand und drohte ihm. Roland führte den zweyten Streich gegen den Riesen, er traf ihn auch wirklich; aber ohne ihn zu verwunden, schlug er blos das Schwerdt ihm aus der Hand. Ferrakut sah sich nun entwafnet, aufgebracht gieng er mit geballter Faust auf seinen Gegner los, traf das Pferd vor die Stirne, daß es gleich todt hinfiel. Hierauf balgten sie sich mit der Faust und mit Steinen bis gegen neun Uhr. Die Nacht überfiel sie darüber und der Riese erhielt

erhielt einen Stillestand bis auf Morgen. Sie versprachen einander, daß sie den folgenden Tag ohne Pferd und Lanzen kommen wollten; und so kehrte ein jeder in sein Lager zurück. So bald die Morgenröthe angebrochen, erschienen sie zu Fuße auf dem Kampfplatze: Ferrakut hatte ein Schwerdt bey sich; allein das half ihm nichts, denn Roland hatte einen langen und knotigen Prügel mit gebracht, mit welchem er den Riesen den ganzen Tag durch schlug; aber ohne ihm eine Wunde beyzubringen: er versuchte es hierauf mit großen und runden Steinen, die häufig auf dem Felde herum lagen; allein auch damit richtete er nichts aus. Doch war der Riese von den vielen Stößen so abgemattet, daß ihn anfieng zu schläfern. Roland, dieser tapfere Ritter, war so höflich gegen ihn, daß er einen Stein unter sein Haupt wälzte, damit er desto bequemer schlafen könnte. Aber warum hat ihn Roland nicht bey der Gelegenheit getödtet? Freylich würde das zu unsern Zeiten geschehen seyn. Aber damals hielten die Ritter pünktlich auf ihr Wort, und er hatte ihm einen Waffenstillestand ertheilet. Ferrakut wachte endlich auf, nachdem er ziemlich lange

geschlafen; Roland saß neben ihm, und fragte denselben ganz im Vertrauen, woher seine Tapferkeit und Härte käme, daß er sich vor keinem Schwerdte, vor keinem Stocke, vor keinem Steine fürchtete; und Ferrakut gestand ihm aufrichtig: daß er nirgends als am Nabel könnte verwundet werden. Hierauf ließen sie sich in ein Gespräche mit einander ein, das die Geheimniße der christlichen Religion betraf. Roland bemühte sich den Riesen davon zu überzeugen; allein dieser war so hartnäckig, daß er sich nicht überführen ließ. Beym Beschluß sagte der Riese: Wenn dein Glaube wahr ist, so wirst du mein Sieger seyn; überwinde ich dich aber, so ist er falsch. Roland nahm die Bedingung an, und das Gefechte gieng mit erneuerten Kräften wieder los. Er that den ersten Angriff: Ferrakut führte darauf sein Schwerdt gegen ihn, dem er aber auswich. Doch verlor er seinen großen knotigten Prügel, welcher von dem Schwerdte war gespalten worden. Hierauf faßte ihn der Riese und beugte ihn ganz sanft unter sich auf die Erde nieder. Roland merkte, daß er in der äußersten Gefahr sich befand, er rufte also den Himmel zu Hülfe,

kroch

kroch unter seinem Gegner hervor, und wälzte sich auf ihn. Hier war es Zeit, daß er seinen Dolch ergrif, mit dem er den Nabel des hingestreckten Heiden aufritzte. Das Blut strömte heraus, und Roland sah, als Sieger, den Riesen sterben.

34.

Vor Geld kann man reden.

Als der König Franz der I. seine Unterthanen mit schweren Auflagen belästigte; so hörte man überall die heftigsten Klagen darüber. Die Bürger trieben die Freyheit so weit, daß sie öffentlich über Grausamkeit und Tyranney schrien. Einige Hofleute hinterbrachten dem Könige diese Reden und stellten ihm vor, daß er sie als Verletzungen der Majestät auf das nachdrücklichste ahnden möchte. Laßt sie, versetzte Franz, sie mögen für ihr Geld sprechen was sie wollen.

35.
Einäugig seyn hat auch seinen Nutzen.

Bey den Peruanern war die löbliche Gewohnheit eingeführt, daß wenn ein Prinz gestorben, ihm die treuesten Diener zur Begleitung nachgeschickt wurden, damit er in der andern Welt nicht ohne Aufwartung seyn dürfte. Ein Portugise befand sich unter dieser Anzahl: er war von den Wilden gefangen worden, und hatte sich als Sklave durch seine Treue besonders hervor gethan. Jetzt bey dem Tode seines Prinzen sah er sich in der größten Gefahr, diese Reise mit zu machen. Doch lehnte er endlich diesen beschwerlichen Auftrag von sich ab. Er stellte ihnen auf das lebhafteste zur Ueberlegung für, was wohl die Bewohner der andern Welt von dem Fürsten denken würden, wenn sie unter seinem Gefolge einen Menschen erblicken sollten, der nur Ein Auge hätte? dazu würde sich weit besser ein schöner und mit gesunden Gliedmaßen versehener Sklave schicken. Die Wilden sahen ein, daß er vollkommen Recht hatte, und opferten an seiner Stelle einen Menschen auf, der seinem Herrn in der andern Welt Ehre machen konnte.

36. Wun-

36.
Wunder über Wunder. Hundert und neun verloren gegangene Künste aus dem sechszehnten Jahrhunderte.

Der Kaiser Maximilian der I. schickte dem Conrade Celtes, einen gekrönten Poeten, an den berühmten Johann Tritheim, um sich bey ihm zu erkundigen, was er in der natürlichen Magie wüßte. Die Absicht des Kaisers war, diese Künste von ihm zu erlernen. Celtes richtete das ihm aufgetragne Geschäfte glücklich aus: und zwar den Tag vor Michaelis im Jahre 1502. Er stattete davon dem Kaiser Maximilian folgenden Bericht ab:

Tritheim wüßte:

1) Einem andern, was er nur wollte, blos durch den Wink, ohne zu schreiben, in jeder Sprache, in jedem Lande, in jeder Entfernung zu melden.

2) Er könnte auch, innerhalb vier und zwanzig Stunden erfahren, was in einem auch noch so entfernten Orte geschehe, ohne sein Gewissen zu verletzen, ohne Hülfe böser Geister.

3) Er

3) Er wüßte verborgne Arten zu schreiben, die keinem Menschen bekannt wären.

4) Er könnte einem jeden Menschen in zwey oder drey Stunden eine Sprache, die ihm nur beliebte, lehren. Nur würde voraus gesetzt, daß er vorher schreiben könnte. Innerhalb dieser Zeit wollte er ihn so weit bringen, daß er im Stande wäre, von jeder Sache richtig und zierlich lateinisch zu reden. Diese Kunst wäre eine der feinsten. Er könnte aber auch machen, daß der Mensch die Sprache über ein Jahr, oder Tag, oder Stunde, wie es sein Schüler verlangte, wieder vergesse.

5) In der Magie gäbe es drey Principia, die er nicht sagen dürfte, sie wären Niemanden bekannt; daher käme es, daß einer nichts ausrichten könnte, wenn er auch glaubte die Magie zu verstehen. Sie befänden sich in keinem Buche, weder geschrieben noch gedruckt.

6) Er wüßte viele Geheimniße von den Körpern, von den Geistern und von unsern Seelen, von ihrer Wanderung; wie die Edelgesteine ihre Farbe bekämen und verlören, wie die Pflanzen lebten und wieder stürben.

6) Er

7) Er wüßte Geheimniße die menschlichen Sinne zu binden. Er könnte machen, daß eine ganze Armee schlafen müßte, daß sie nicht sähe, und nicht vermögend wäre, sich zu bewegen.

8) Er könnte mit jedem eine Sprache, welche es auch wäre, reden, die der andere nicht gelernt hätte, und doch müßte dieser seine Worte verstehen.

9) Er könnte einen jeden, wie einen Nebel, unsichtbar machen.

10) Er könnte machen, daß ein Baum schiene, als wenn er brennte, und doch die Blätter nicht verletzt würden.

11) Er wüßte einen mit drey Strohhalmen zu binden, daß er sich nicht bewegen könnte.

12) Er könnte machen, daß der Kopf eines Todten durch das engste Fenster schiene gezogen zu werden.

13) Daß einem der Kopf schiene abgehauen zu seyn, und ihn mit der Hand wieder ansetzen.

14) Daß man einem die Augen ausreißen, und wieder mit Salz und Wasser einsetzen könnte.

15) Daß man einem die Haare ausreißen und wieder an die Stelle setzen könnte.

16) Daß

16) Daß man den Kopf zu einem Fenster heraus stecken und zugleich durch ein anderes in eben der Stube sehen könnte.

17) Daß der Degen von sich selbst aus der Scheide gienge.

18) Daß man schiene viel Maaß Wein zu trinken, ohne einige Beschwerlichkeit, ohne seiner Gesundheit zu schaden.

19) Daß ein Mensch in einem Augenblick zu einem Vogel würde. Ein allerliebstes Geheimniß.

20) Daß die Haare gleich grau würden.

21) Daß ein Hahn einen großen Balken schiene fortzuziehen.

22) Daß man alle, auch die stärksten Schlösser, ohne die Thüre aufzurennen, aufmachen könnte.

23) Daß Töpfe oder Gläser sich gegen einander zu schlagen schienen.

24) Daß der Becher an dem Munde des Trinkenden hängen bliebe.

25) Daß Jemand sich in einer Stube vor den Augen aller ausziehen müßte.

26) Daß einer nicht schlafen könnte.

27) Daß man gezwungen wäre mit den Kleidern ins Wasser zu springen.

28) Daß die Wölfe der Heerde nicht schaden könnten.

29) Daß die Hunde weder bellen noch beißen könnten.

30) Daß Menschen in einer Stube mit Hundeköpfen sich zeigten.

31) Daß die Fliegen im ganzen Hause in einen Kreis zusammen kommen müßten.

32) Daß Ungewitter und Hagel nichts schaden könnten.

33) Daß der menschliche Körper von aller Verwesung unverletzt bliebe.

34) Daß man auf dem Wasser gehen könnte, ohne unter zu sinken.

35) Daß man aus einem Gefäße verschiedne Arten von Wein gießen könnte.

36) Daß man viel Wein trinken könnte, ohne betrunken zu werden.

37) Daß man mit wenig Wein auch den stärksten Menschen trunken machen könnte.

38) Daß man ein bewundernswürdiges Gedächtniß bekäme.

39) Daß

39) Daß man einen verborgnen Schatz finden könnte, ohne vorher den Ort zu wissen.

40) Daß man des Nachts an jeden unbekannten Ort ohne Führer kommen könnte.

41) Daß man geschmolzen Silber oder Bley in die Hand nehmen könne, ohne sie zu verletzen.

42) Daß man in dem geschmolznen Metalle die Hand sicher waschen könne.

43) Daß man mit einem gewissen Pulver das Gold von dem geprägten Gelde reiben könne. Wenn es dadurch sein Gewichte verliert, so wollten wir wohl die Praxis davon Niemanden anrathen.

44) Daß man eine Münze in zwey Stücke theilen kann, und das Gepräge auf beyden Seiten doch ganz bleibet.

45) Daß man Most, der erst von der Kelter gekommen, gleich klar machen könne.

46) Daß man verdorbnen Wein ohne Schaden trinken könne.

47) Daß des Nachts Gespenster in den Häusern herum spuken.

48) Daß man die Schrift gleich von dem Papiere bringen könne, ohne daß es irgend einen Schaden leidet.

49) Daß

49) Daß einer beständig einen ofnen Leib zu haben schiene.

50) Daß man einen davon wieder befreyen könne.

51) Daß die Frösche in den Teichen nicht quackten, sondern beständig schwiegen.

52) Daß man auf Eisen, als auf ein Messer, oder einen Degen schreiben könne, was man wollte.

53) Er könnte einem, der die Kunst wüßte, seine Meynung, ohne einen Wink, zu verstehen geben.

54) Er könnte machen, daß Holz, Erzt, Kleider, wenn man sie ins Feuer würfe, gleich wieder heraus fielen, und nicht gesehen würden.

55) Er wüßte alle Edelgesteine, wie Wachs zu schmelzen.

56) Er könnte einem andern seinen Willen auf einem unbeschriebnen Papier zu erkennen geben.

57) Er könnte das Eisen weich machen, wie Wachs.

58) Er wüßte die fallende Sucht durch einen Ring und Wein zu vertreiben.

59) Er könnte machen, daß die Hand zu brennen schiene, ohne im geringsten verletzt zu werden.

60) Er könnte etwas Verbrennliches mit Wasser ohne Feuer anzünden.

61) Er könnte machen, daß die Fliegen nicht ins Haus kämen, sondern durch eine weiße Wand abgehalten würden.

62) Er könnte die Mäuse aus den Häusern verjagen, ohne daß eine einzige zurück bliebe.

63) Er könnte machen, daß ein Schlafender alles erzählte, was er gethan, wenn man ihn fragte.

64) Er konnte allen Bezauberten helfen.

65) Die Hexen auf eine wunderbare Art quälen.

66) Den Biß eines tollen Hundes heilen.

67) Er könnte machen, daß die Schaafe, Ochsen und Kühe aus dem Stalle liefen und nicht leicht wieder kämen.

68) Daß eine Frau ihren Mann liebte, keusch lebte, und keines andern begehrte.

69) Daß einer vor dem Weine einen solchen Ekel bekäme, daß er in seinem ganzen Leben keinen mehr trinken könnte.

70) Daß

70) Daß Wölfe, Bäre, Stiere und andere reißende Thiere vor Menschen liefen.

71) Daß man von d n teuflischen Erscheinungen und Zauberern nicht verletzt werden könnte.

72) Daß einer alles überwältigen und bezwingen könne, ohne von andern verwundet zu werden.

73) Daß man gleich vom Steine geheilet würde.

74) Daß man nicht betrunken würde, noch Kopfschmerzen bekäme, wenn man auch noch so viel trinkte.

75) Glühendes Eisen tragen, ohne die Hand zu verletzen.

76) Daß die Bienen und Wespen nicht stechen könnten.

77) Daß alle Flöhe aus dem Hause müßten.

78) Daß ein Mann die Frauensperson gleich vergäße, die er liebte.

79) Daß kein Gift schaden könnte.

80) Daß das Eisen, Steine, Knochen und Metalle weich würden.

81) Eben dieses noch auf eine andere Art.

82) Er könnte, nach Belieben, am Tage oder des Nachts in ein Gefängniß oder Thurm, wenn er auch noch so sehr verwahrt würde, sicher und ohne einiges Hinderniß gehen, und daselbst mit dem Gefangnen sprechen, und wenn er wollte ihn heraus führen und befreyen, wenn er auch mit Eisen und Ketten angefesselt wäre.

83) Wessen Hand er nur anrührte, es möchte eines Mannes oder Frauen, eines Königs oder Sklaven seyn, der müßte ihn gleich lieben, und alles, was er verlangte, geben.

84) Er wüßte seine Feinde dahin zu bringen, daß sie gütig und folgsam gegen ihn würden.

85) Aus dem Angesichte könnte er gewiß sehen, ob ein Frauenzimmer noch eine Jungfer wäre.

86) Ebenfalls aus dem Angesichte, ob die Ehe unfruchtbar sey.

87) Er könnte durch eine wunderbare Kunst machen, daß eine Frau ihrem Manne treu bliebe, und niemals einen andern liebte.

88) Wenn ein Diebstal innerhalb dreyßig Tagen geschehen, und man es ihm meldete, so könnte er den Dieb zwingen, das Gestolne wie-

der

der zu bringen; entweder ganz, oder nur einen Theil davon: hätte er nichts mehr, so müßte er doch wieder in den Ort kommen.

89) Aus dem Angesichte eines Menschen sieht er sein Alter, Schicksal und Tod.

90) Er hat die Gedächtnißkunst völlig in seiner Gewalt: er kann alles, was er den ganzen Tag gethan, oder gelesen, so oft als man will, hersagen.

91) Wenn er die Hand, oder das Kleid eines Menschen anrühret; so muß dieser wider seinen Willen in drey Tagen zu ihm kommen.

92) Er macht unter einer gewissen Konstellation einen Ring, welcher wider das Fieber dienet. Wenn die Krankheit schon wirklich da ist, wird sie innerhalb drey Tage vertrieben und kommt niemals wieder.

93) Er kann machen, daß ein Pferd alle andern im Laufen übertrifft.

94) Er weis in Turnieren, Zweykämpfen und allen andern Arten von Balgereyen allemal die Oberhand zu behalten; es kann ihn Niemand in irgend einer Kunst übertreffen, es müßte denn der größte Meister seyn: und vor dem wird er sich wohl zu hüten wissen.

95) Er weis wunderbare Erscheinungen und Gaukeleyen mit Raben, Hunden und Jagden zu machen; imgleichen als wenn die Menschen gen Himmel stiegen. Ferner, als wenn einer einen mit Holz oder Heu beladnen Wagen zugleich mit den Pferden verschlinge. Endlich weis er Menschen ohne Köpfe vorzustellen, Hunde, Esel und andere Thiere.

96) Er kann auf dem Felde einige tausend Mann mit Schwerdtern, Lanzen, Schießgewehr stellen, und wenn es nöthig ist, gegen den Feind anrücken lassen, man wird ganz deutlich das Geräusche ihrer Waffen hören können, sie werden den Feind erlegen, und man wird nicht anders glauben können, als daß es Menschen seyn, und dieses dauret, so lange er will.

97) Wenn er am Tische sitzt, nimmt er einen zinnernen Teller, hält ihn mit der Hand unter den Tisch ohngefähr eine halbe Stunde, und bringt ihn alsdann ganz von Silber wieder hervor. Er hält alle Proben.

98) Von Abwesenden weis er innerhalb vier und zwanzig Stunden, wo sie sind, was sie thun, oder was in einem Orte geschieht, er mag auch noch so entfernt seyn.

99) Er kann alle geheime Anschläge seiner Feinde innerhalb vier und zwanzig Stunden wissen, ohne daß ihn Jemand davon benachrichtigt, ohne Hülfe irgend eines Geistes.

100) Er kann zum Schein einen andern, oder auch sich selbst, in eine jede Gestalt verwandeln, in ein Thier, Stein, Kleid, Nebel, Baum, und also kann er sich so wohl des Tages als des Nachts unsichtbar machen.

101) Er kennt die Hexen aus dem Gesichte, und fürchtet sich vor keiner.

102) Er macht alle Schlösser und Riegel auf, die Thüren mögen von innen oder außen verschlossen seyn.

103) Im Spiele gewinnet er allemal, ohne einen Betrug dabey zu brauchen: er giebt blos auf die Konstellation Achtung.

104) Er kennt einen Stein, wenn darauf das Bild eines gewissen Planeten gegraben wird, und ihn einer bey sich trägt, so kann er alle Streitigkeiten leicht schlichten.

105) Er weis mehr als hundert Arten zu schreiben, was er nur will, ohne die Buchstaben zu versetzen, so daß kein Mensch in der ganzen

Welt wissen kann, was in dem Briefe enthalten ist, außer der die Kunst versteht.

106) Durch Feuer kann er einem andern, wenn er auch über hundert Meilen weit von ihm ist, seine Gedanken bekannt machen, ohne Worte, ohne Briefe, ohne Zeichen, durch einen jeden Bothen: wenn man diesen auch unter Weges fragen sollte, und auf das heftigste in ihn dringen, so wird er es doch nicht entdecken können; weil er nichts davon weis, auch alle Menschen in der ganzen Welt werden es nicht von ihm heraus bringen. Er kann es auch ohne Bothen thun, wenn er will.

107) Er weis seine Gesinnungen demjenigen, der die Kunst versteht, unter dem Essen in einer Gesellschaft, ohne Worte, ohne Winke, auch unter dem Reden, Singen, bey der Musik, ohne dadurch gehindert zu werden, so gar mit geschloßnen Augen, zu entdecken, und das weitläuftig.

108) Er weis die Kunst, einen unwissenden Menschen, der blos seine Muttersprache kann, und niemals ein Wort lateinisch gelernt, in zwey Stunden lateinisch lesen, schreiben und verstehen zu lehren: so daß ein jeder Kenner

dieser

dieser Sprache, der seine Briefe lieset, sie zierlich und beredt finden soll.

109) Er weis seine Gedanken einem andern, der im Gefängniß sitzt, und die Kunst ebenfalls versteht, weit von ihm entfernt zu verstehen zu geben, sollte er auch drey Meilen unter der Erde stecken.

Alles dieses, und noch mehr, wußte Tritheim. Wer aber kann diese Künste jetzt? Maximilian muß durch etwas außerordentlich Wichtiges von Erlernung derselben seyn abgehalten worden: denn daß er sie nicht gekonnt, davon ist seine Regierung ein zuverläßiger Beweis.

37.

Er kann auch Zähne ausreißen.

Ein Mann, der durch seine gründliche Einsichten eine große Achtung sich erworben, wurde von vielen gelehrten Gesellschaften als ein Mitglied aufgenommen. Seine Titel vermehrten sich beständig, und er verliebte sich so sehr in dieselben, daß er niemals seinen Namen anders, als mit dem großen Gefolge

derselben unterschrieb. Einem satyrischen Kopfe kam ein dergleichen Blatt einsmal vor die Augen, er nahm dasselbe und schrieb mit Bleystift ganz fein darunter: Er kann auch Zähne ausreißen.

38.

Der Herr schläft nicht dem Diener zu gefallen.

Ein vornehmer Römer, Galba war sein Name, hatte bey einer feyerlichen Gelegenheit den Mäcen zu Gaste. Er merkte aus den Minen dieses großen Staatsmannes, daß ihm seine Gemahlinn sehr wohl gefiel. Er war ihm viele Verbindlichkeiten schuldig, um dieselben mit einer Höflichkeit zu erwiedern, entfernte er sich etwas, und nickte mit dem Kopfe, als wenn er schliefe. In dem Augenblicke trat einer von seinen Bedienten herein, und da er den Herrn in diesem Zustand fand, nahm er ganz sanft ein Paar Flaschen Wein vom Tische. Gleich erwachte der Herr, und sagte: Unverschämter, weißt du nicht, daß ich nur allein vor den Mäcen schlafe?

39.

Antwort, die ein Alter bey seiner Braut anbringen kann.

Zwey Ritter hielten um ein schönes Frauenzimmer vom Stande zugleich an. Der eine war ein artiger, blühender Jüngling, der andere ein Alter mit grauen Haaren. Ganz von ohngefähr trafen sie sich einander bey ihrer Braut an. Der erste wollte den letztern bey dem Mädchen verdächtig machen, und legte ihm eine ziemlich bedenkliche Frage vor. Um Vergebung, wie alt sind sie? Das kann ich ihnen jetzt eigentlich nicht sagen, versetzte der schlaue Alte; aber das weis ich, daß ein Esel von zwanzig Jahren älter ist, als ein Mensch von sechszig.

40.

Das Gebethbuch und der Rosenkranz hintergeht zuweilen.

Ein gutherziger reicher Kaufmann hatte oft einen Armen mit vieler Andacht in der Kirche bemerkt, und sah ihn täglich, wenn er bey demselben vorbey gieng mit dem Gebethbuche und dem Rosenkranze in der Hand. Er gieng endlich zu ihm hinein, befragte ihn wegen seiner Umstände, und lehnte ihm eine beträchtliche Summe Geld, ohne einen Schein sich darüber geben zu lassen. Als die Zeit verflossen war, da das Geld wieder zurück sollte gezahlet werden, erinnerte er ihn deswegen; allein dieser leugnete nicht allein die Schuld, sondern war auch so unverschämt zu sagen; er hätte ihn niemals in seiner Stube gesehen. Die Freunde des Kaufmanns machten sich darüber lustig, daß er einem unbekannten Menschen so viel zugetrauet hatte. Allein dieser antwortete ihnen: der Arme hat mich nicht hintergangen; sondern das Gebethbuch und der Rosenkranz.

41.

Er ist nicht einen Pfennig werth.

Zwey Kaufleute stritten mit einander, welcher von ihnen die größte Klugheit und den feinsten Verstand besäße. Eine Streitigkeit, die wir blos deswegen hier anführen, weil sie sehr selten unter Personen von dieser Art vorkommt. Keiner wollte dem andern Recht lassen, so wie es bey dergleichen Zeitvertreib gewöhnlich ist. Endlich sagte der eine: ich versichere Sie, daß ich sie hundertmal verkaufen will, ehe sie mich einmal..... Da haben Sie vollkommen Recht, versetzte der andere; denn Niemand würde mir einen Pfennig vor Sie geben.

42.

Es geschieht nicht immer, was einmal geschehen.

Karl, der in der Folge als Kaiser unter dem Namen des fünften berühmt wurde, hatte in seinen ersten Jahren, zehn Edelknaben beständig um sich, die ihm zugleich zu seiner Aufwartung und Gesellschaft dienten. Er bekam alle Monate zwanzig Dukaten, die er nach Belieben anwenden konnte. Den ersten Monat theilte er sie gleich unter seine kleine Freunde aus, und diese wußten das Geld so geschwinde los zn werden, daß den folgenden Tag keiner, auch nicht einen Groschen übrig hatte. Karl wußte dieses, und als man ihm den zweyten Monat eben so viel brachte, so zählten diese kleine Verschwender schon das Geld mit begierigen Augen; weil ein jeder glaubte, er würde eben so viel, als das erstemal, bekommen. Allein sie irrten sich, er gab blos einem von ihnen Einen Dukaten, mit dem Befehl, einen Geldbeutel dafür zu kaufen: als ihn dieser brachte, so steckte er das übrige Gold hinein, und gab es einem von seinen alten Dienern

Dienern zur Verwahrung. Dieses that er den dritten und vierten Monat, sie sahen mit Verwunderung zu, und murmelten einander in die Ohren, daß der Prinz es schon weit im Geiz gebracht hätte. Nicht lange darauf erfuhr Karl, daß einer von diesen Junkern sein Pferd eingebüßt hatte, er lies den Diener rufen, der sein Geld aufgehoben hatte, und schenkte dem Junker den ganzen Beutel.

43.

Das Geld wird ausgezahlt, wenn der Dritte kommt.

Drey Florentiner hatten sich einige Jahre durch mit der Seeräuberey beschäftigt, und davon ein ansehnliches Vermögen zusammen gebracht. Endlich waren sie dieser unruhigen Lebensart müde, ließen sich in einer Stadt nieder, mit dem Vorsatze, daselbst die noch übrige Zeit ihres Lebens auf eine rühmlichere und bequemere Art zuzubringen. Da sie beständig Freunde bleiben wollten, so war es nicht wohl rathsam, das Geld, welches sie gemein-

gemeinschaftlich erworben, zu theilen; sie gaben es also einem Wechsler mit der Bedingung, daß er keinem, auch nicht einen Pfennig auszahlen sollte, wenn sie nicht alle drey zugegen wären. Kurze Zeit darauf ließen sie sich von dem verschlagensten unter ihnen bereden, das Geld auf Häuser oder Landgüther zu wenden, wovon sie gemeinschaftlichen Nutzen haben könnten; sie begaben sich daher zu dem Wechsler, und sagten ihm, daß er das Geld in Bereitschaft halten sollte, weil sie es bald nöthig haben würden. Als sie an einem heitern Tage ausreuten wollten, so stellte ihnen eben dieser vor, daß funfzig Dukaten zu Anschaffung des Hausrathes nöthig wären. Gut, sagten die andern, wir reuten jetzt eben bey dem Geldwechsler vorbey, und wollen ihm befehlen, daß er dir das auszahlen soll, was du verlangest. Sie thaten es, und ritten fort. Dieser aber gieng hinein, und lies sich statt der funfzig Dukaten, die ganze Summe auszahlen, packte sie auf sein Pferd, nahm einen ganz andern Weg, als seine Gefehrten, und lies sich nicht mehr sehen. Diese waren kaum nach Hause gekommen, so erfuhren sie die ganze Begeben-

heit

heit von dem Geldwechsler. Sie gaben alle Hoffnung auf den Flüchtigen einzuholen und verklagten den Wechsler, weil er der Bedingung nicht nachgekommen, das Geld keinem wenn nicht die andern zugegen wären, auszuzahlen. Diesem war bey der ganzen Sache nicht wohl zu Muthe; doch fiel es ihm zum guten Glücke ein, den Aretin, welcher eben nicht die gründlichste Einsicht in die Rechtsgelehrsamkeit besaß, aber viel natürlichen Verstand hatte, um Rath zu fragen. Er erzählte ihm die ganze Sache; dieser überlegte sie einige Zeit, und sagte ihm endlich: er hielt es vor das Beste, wenn er gestünde, er hätte einen Fehler gemacht, indem er das Geld ausgezahlet; er sollte ihnen zugleich versichern, er wäre jederzeit bereit, die ganze Summe nach dem Inhalt des schriftlich abgefaßten Vertrags, ihnen einzuhändigen, wenn sie alle drey dasselbe abfordern würden. Sie möchten also den dritten bringen, und das Geld sollte da liegen.

44.

Mittel, nicht zu beregnen, wenn man schwimmt.

Als ein Portugiese sich im Schwimmen übte, fieng es an zu regnen; er versteckte sich unters Wassers, damit er nicht beregnen sollte.

45.

Ein Pflaster kurz vorm Hängen.

Ein Gaskonier wollte sich Hängen; allein der Strick riß entzwey, und er verletzte sich im Fallen den Kopf. Gleich lief er und holte sich bey einem Wundarzte ein Pflaster, legte es auf die Wunde, nahm einen festern Strick und erhängte sich.

46.
Wie kommt man am geschwindesten über einen Fluß?

Ein wunderlicher Mensch ließ sich einst über einen Fluß setzen, nahm ein Pferd, schwang sich darauf und ritt damit auf die Fähre. Man fragte ihn, warum er eben das Pferd nöthig hätte? er antwortete: damit ich desto geschwinder hinüber komme.

47.
Ein Kleid vor ein Haus.

Ein ausschweifender Prahler hatte von seinem Vater, außer einem ansehnlichen Vermögen, ein schönes Haus geerbt; das Geld war in kurzem verschwendet. Die Reihe kam jetzt ans Haus, er verkaufte es, und damit er ein Andenken hätte, ließ er sich vor das Geld ein sehr prächtiges Kleid machen. Er gieng eben damit auf dem Markte herum, als ihn einer erblickte. O, wie schwitzt der

schöne Herr da, sagte er zu seinem Gefehrten; worauf dieser versetzte: wundern Sie sich nicht, er trägt sein ganzes Haus.

48.

Die beste Zeit, Leibeignen die Freyheit zu schenken.

Ein böotischer Kaufmann segelte einst nach Korinth; kaum war er zwey Tage auf dem Meere, als ein heftiger Sturm sich erhob. Alle Augenblicke befürchtete man den Schiffbruch. Er dachte bey der Gelegenheit an seinen Tod, und setzte sein Testament auf. Seine Sklaven stunden um ihn, und waren wegen der augenscheinlichen Gefahr in der äußersten Angst: Betrübt euch nicht, sagte er zu ihnen, denn ich schenke euch eben jetzt in meinem Testamente die Freyheit.

49.

Leben und Thaten Simeon des Styliten.

Simeon, jenes große Wunder der Erde, den die Römer, Perser, Indier und Aethiopier kannten, dessen Ruf bis zu den Scythen und Nomaden gedrungen, brachte seine ersten Jahre auf dem Felde zu. Er entfernte sich einsmalen etwas von der Heerde, und gieng mit seinem Vater in eine nahe gelegene Kirche, hier hörte er die evangelischen Worte: Selig sind, die da Weinen und Leid tragen, die da reines Herzens sind u. s. f. Begierig fragte er einen von den gegenwärtigen: was man denn thun müßte, um dieses zu erlangen. Ein einsiedlerisch Leben führen und heilige Betrachtungen anstellen, war seine Antwort. Dieses machte einen so starken Eindruck bey ihm, daß er gleich in die nächste Kirche der heiligen Märtyrer gieng. Er warf sich auf die Erde nieder, und bath den Himmel, daß er ihn auf den Weg der vollkommenen Frömmigkeit leiten möchte. In dieser Stellung

lag er einige Zeit, bis er in einen sanften Schlaf verfiel, hier kam es ihm vor, als wenn er in die Erde grübe, und eine Stimme ihm öfters zurufte, er sollte tiefer graben und nicht aufhören, endlich sagte eben die Stimme: Es ist genug, baue nun darauf; es wird dir keine Mühe machen. Er wachte auf, gieng fort und begab sich zu einigen Mönchen, bey denen er zwey Jahre lang blieb; allein aus Begierde nach einer vollkommnern Tugend gieng er nach Teleda ins Kloster zu dem Abt Heliodor, der so unschuldig war, daß er auch nicht einmal wußte, wie ein Schwein, oder eine Henne aussah. Bey diesem hielt er sich zehn Jahre auf; es waren noch achtzig Mönche in dem Kloster, denen er den Vorzug in den Klosterübungen streitig machte. Wenn diese zwey Tage lang faßteten, so aß er eine ganze Woche nichts. Welches man als eine Stöhrung der Ordnung in dem Kloster ansah. Allein er ließ sich in seinem Eifer nicht zurück halten. Er that noch mehr. Er nahm ein Palmenseil, knüpfte es so fest um seine Lenden, daß Blut heraus drang. Dieses sahen einige von seinen

nen Brüdern, sie fragten ihn, woher das Blut käme. O, es ist nichts, es macht mir keine Beschwerlichkeit, versetzte er. Der Prior erfuhr dieses, verwies ihm seine übertriebene Härte, nahm ihm nicht ohne viele Mühe das Seil weg; aber dazu konnte er nicht gebracht werden, daß er ein Mittel vor das Geschwür hätte angenommen. Als er noch andere Uebungen von der Art vornahm, so ersuchte man ihn, daß er das Kloster räumen möchte, damit er nicht den Schwachen Aergerniß gäbe, oder sie reizte, ihm über ihr Vermögen nachzueifern. Er gehorchte, und kam in eine Wüste, wo er eine tiefe Grube ohne Wasser fand, in dieselbe stieg er, und sang geistliche Lieder. Einige Zeit darauf gereuete es die Mönche, daß sie ihn so allein hatten fortziehen lassen; zwey von ihnen giengen ihm nach und suchten ihn auf. Sie kamen zu Hirten, und fragten dieselben, ob sie nicht einen Mönch gesehen hätten. Diese führten sie an den Ort, wo er sich befand. Als sie ihn erblickten, ruften sie ihm zu, ließen ein Seil hinunter, und zogen ihn mit vieler Mühe herauf. Er blieb nur eine kurze

Zeit bey ihnen, und gieng hierauf nach Teianessos, hier fand er eine Hütte, worinn er sich drey Jahre lang verschlossen hielt. Um seine Tugend zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu bringen, war er begierig, es dem Moses und Elias im Fasten gleich zu thun; er entdeckte diesen Vorsatz dem Bassus, welcher die Aufsicht über die Dorfpriester in der Gegend hatte, und bath ihn, daß er den Eingang der Hütte mit Erde zuschütten möchte. Dieser stellte ihm die Schwierigkeit seines Entschlusses vor, und ermahnte ihn, er sollte ja nicht glauben, daß es eine Tugend wäre, wenn man sich auf eine gewaltsame Art den Tod selbst zuzöge. Dieser aber versetzte, lieber Vater, gieb mir nur zehn Brodte und einen Krug Wasser; wenn ich merken sollte, daß mein Körper Nahrung bedarf, so werde ich mich derselben bedienen. Es geschah, was er verlangt hatte. Nach vierzig Tagen kam Bassus wieder, nahm die Erde weg, gieng in die Hütte, fand die Brodte und den Krug Wasser unberührt; Simeon lag auf der Erde da, ohne zu athmen, er konnte weder reden noch sich bewegen.

gen. Mit einem Schwamm befeuchtete er ihn den Mund, gab ihm das Sacrament, wodurch er so gestärkt wurde, daß er aufstand und einige Speise zu sich nahm. Bassus wurde darüber in solches Erstaunen gesetzt, daß er diese wunderbare Begebenheit seinen zweyhundert Mönchen öfters erzählte. Von der Zeit an hat Simeon seine vierzigtägige Fasten abwechselnd länger, als dreyßig Jahre fortgesetzt. Die ersten Jahre stand er anfangs, hierauf mußte er sich wegen Schwäche setzen, und zuletzt lag er halbtodt auf der Erde. Nachdem er aber die Seule zu seinem Standorte erwählet, dachte er nicht einmal daran, herunter zu steigen; sondern machte einen Balken an die Seule mit Stricken feste, welcher zugleich seinen Körper an derselben hielt, und also brachte er die vierzig Tage zu. Nachher aber, als er einen höhern Grad in den Uebungen erreicht, hatte er auch das nicht einmal nöthig; sondern er stand die ganze Zeit seiner Fasten mit einer sonderbaren Lebhaftigkeit da, ohne eine Schwachheit zu empfinden. Er ließ ein Gehege um seinen Standort machen, und eine eiserne Kette

von zwanzig Schuh bringen, deren eines Ende er an den Felß befestigte, das andere aber an sein Bein machte; damit er nicht, wenn er gleich wollte, weiter gehen könnte. Hier richtete er beständig seine Augen gen Himmel, um das zu betrachten, was über dem Himmel ist: denn die eisernen Fesseln konnten den Flug der Seele nicht aufhalten. Nachdem aber Meletius, der Bischoff von Antiochien, ein Mann von aufgeklärter Einsicht, und redlichem Gemüthe, ihm vorstellte, daß die Ketten nicht nöthig wären, wo die Seele selbst durch ihre Vernunft den Körper fesseln könnte; so ließ er sich durch sein Zureden bewegen, und einen Schmidt holen, der ihm die Kette abnehmen sollte. Als dieses geschah, wurden die Umstehenden, worunter sich auch der Bischoff befand, mehr als zwanzig große Insekten gewahr, die sich in die Haut eingefressen hatten. Simeon hätte sie leicht tödten können, allein er wollte lieber ihre Bisse ertragen, um sich auch hierinn in der Geduld zu üben. Der Ruf von ihm verbreitete sich in alle Gegenden; sie kamen nicht allein aus der Nachbarschaft, sondern von weitem zu ihm,

einige brachten Gichtbrüchtige und Kranken von verschiedner Art, andere bathen ihn, daß er ihnen das geben sollte, was die Natur ihnen verweigert, er sollte sie zu Vätern machen: sie giengen alle freudig von ihm, nachdem sie das erhalten, was sie verlangt: und rühmten überall die Wohlthaten, welche sie von ihm empfangen. Dadurch wurde eine so große Menge zu ihm gezogen, daß der Weg beständig mit Menschen voll war. Es kamen Ismaeliten, Perser, Armenier, so gar Spanier, Britten und Gallier aus den entfernten abendländischen Gegenden hieher. Ich will nichts von Italien sagen. In Rom redete man überall von seinen wunderbaren Thaten, er stand daselbst in solcher Achtung; daß kein Vorsaal, kein bedeckter Gang war, wo man nicht sein Bildniß sah, und bey demselben Hülfe suchte. Niemand durfte sich ungeahndet unterstehen, etwas, auch blos gegen sein Bildniß, zu unternehmen. Dieses erfuhren drey Soldaten, in Antiochien, welche von andern waren gereizt worden, bey einem Kaufmann, der durch ihn von einem bösen Geiste

befreyet

befreyet worden, und zum Andenken sein Bild mit Lampen an dem Hause hängen hatte, dasselbe herunter zu werfen. Sie waren so unglücklich, daß sie herab stürzten, und mit Schrecken erfüllt, es an dem Orte lassen mußten. Nachdem also eine unzählige Menge zu ihm kam, und ihn alle berühren wollten, oder blos von seinem Kleide Hülfe erwarteten, so kam es ihm anfangs sehr fremde und sonderbar vor, daß man ihn so verehrte, endlich fiel es ihm beschwerlich, so daß er auf den Einfall kam, sich auf eine Seule zu stellen. Er ließ sich zuerst eine von sechs Schuh, hernach von zwölf, ferner von zwanzig, und zuletzt von sechs und dreyßig machen. Denn er wollte sich dadurch von der irrdischen Gesellschaft entfernen und dem Himmel näher kommen. Er stand nun als ein hellglänzendes Licht auf einem Leuchter, und vertrieb die Finsterniß unter unzähligen Ungläubigen. Die Perser, Armenier und Ismaeliten kamen haufenweise zu ihm, und ließen sich zu hunderten bis tausend auf einmal taufen. Sie warfen ihre Götzen zu seinen Füßen hin, ver-

abscheueten dieselben, empfiengen von ihm Unterricht, und aßen nicht mehr Waldesel und Kameele. Einer von seinen Bewunderern, Theodoret, Bischoff von Cyrus, befand sich einmal in der äußersten Gefahr, als er diesen rohen Leuten den Seegen geben wollte. Sie drengten sich so sehr zu ihm, sie zogen ihn bey den Kleidern, sie stießen ihn, daß er endlich gar von ihnen wäre erdrückt worden, wenn nicht Simeon von der Seule ihnen zugeruffen und sie aus einander gejagt hätte. Als einmal der Oberste von einem ihrer Stämme sich den Seegen ausbath, und die andern schrien, man möchte diesem Ungerechten nicht den Seegen ertheilen, sondern dem Ihren, welcher tugendhaft wäre; so entstand eine so heftige Zänkerey unter ihnen, daß sie zuletzt einander herum balgten. Theodoret ermahnte sie liebreich, sie möchten doch ruhig seyn; der heilige Mann wäre im Stande alle zu segnen. Allein sie schrien noch heftiger: Nein, der soll keinen Seegen haben. So daß endlich Simeon genöthigt wurde, ihnen zu drohen; ihr Hunde seyd ruhig, rufte er

den Barbaren zu, und kaum konnte er den Lärm stillen. Man sieht leicht, daß sie nicht auf so eine unsinnige Art gewüthet hätten, wenn sie nicht geglaubt, daß der Seegen dieses Heiligen von einer außerordentlichen Kraft wäre. Nicht lange darauf kam einer der Vornehmsten von einem Stamme der Saracenen, und bath ihn fußfällig, daß er einem, der unter Weges paralitisch geworden, helfen möchte. Man legte denselben vor ihn hin, und er befahl ihm, seine Abgötterey abzuschwören. Dieser that es, und legte ein christliches Glaubensbekenntniß ab. Hierauf sagte Simeon, stehe auf, und trage den Obersten auf deinen Schultern bis in sein Zelt. Er that es willig, ob er gleich ziemlich an ihm zu tragen hatte, denn er war von großem und dickem Körper. Eine gleichfalls sonderbare Begebenheit ereignete sich mit einem Saracenen von vornehmen Stande, der sich zur christlichen Religion bey der Seule bekannt hatte. Er hatte zugleich ein Gelübde gethan, daß er niemals Fleisch von Thieren essen wollte. Allein einige Zeit darauf

auf hatte er, ich weis nicht warum, dasselbe gebrochen, und sich unterstanden von einem Vogel zu essen. Unter seinen Händen verwandelte sich das Fleisch und wurde zu Stein, so daß er es nicht essen konnte, wenn er gleich gewollt. Er wurde dadurch in das größte Erstaunen versetzt, eilte zu dem Heiligen, entdeckte ihm sein Vergehen, und ersuchte ihn, daß er Gott für ihn bitten möchte. Viele Zuschauer, die damals zugegen waren, haben das Stück von dem Vogel, welches aus Stein und Knochen bestand, gesehen. Simeon that nicht allein Wunder, sondern er sagte auch zukünftige Dinge vorher, als den Hunger und die Pest, welche zwey Jahre darauf folgte: Die Heuschrecken, welche einen Monat hernach kamen, die Strahlen der Sonne verdunkelten, und alles Gras und Kräuter verzehrten. Als man zwey Ruthen am Himmel sah, davon die eine im West, die andere im Ost herunter fiel; so sagte er, daß dieß den Einbruch der Perser und Scythen ins römische Gebiete anzeigte; doch wandte er noch durch seine häufigen Thränen und

eifriges

eifriges Gebeth diese Drohungen des Himmels ab. Auch bey dem Könige der Perser stand er in großen Ruf, welcher seine Gesandten, die bey ihm gewesen waren, wegen seines Lebens und seiner Wunder fragte. Die Königinn ließ sich von ihm gesegnetes Oel ausbitten, und nahm es als das größte Geschenk an. Ja sie schickte hernach so gar eine Gesandtschaft an ihn, mit dem Ersuchen, er möchte sie von ihrer Unfruchtbarkeit befreyen: und als sie ihrer Bitte gewähret worden, nahm sie den jungen Prinzen und reisete zu dem Heiligen. Weil aber keine Frauensperson sich zu ihm nahen durfte; so wurde, auf ihren Befehl, der Prinz ihm dargereicht, damit er ihm seinen Seegen ertheilen möchte. Sie ließ ihn dabey versichern, daß sie denselben, als sein Geschenke betrachtete. Eben so bewundernswürdig war seine Standhaftigkeit, alle Arten von Beschwerlichkeiten zu ertragen. Tag uud Nacht stand er auf der Seule, so daß ihn alle sehen konnten. Wenn er zu Gott bethete, so machte er beständig Vorbeugungen. Einer von den Gegenwärtigen

gen versuchte einmal dieselben zu zählen. Er war bis auf tausend zwey hundert und vier und vierzig gekommen, als er sich verirrte und aufhörte. Er beugte seine Stirne beständig bis zu den Füßen. Denn sein Leib war so beugsam worden, da er nur einmal und zwar sehr wenig, die ganze Woche Nahrung bekam. Von dem langen Stehen, hatte er an dem einen Fuße ein Geschwüre bekommen; allein er trug es mit der größten Gelassenheit. Es kam ein gewisser frommer und ansehnlicher Geistlicher zu der Zeit zu ihm, der ihn ersuchte, er möchte ihm doch die Wahrheit sagen, ob er ein Mensch, oder ein Geist wäre. Die Umstehenden nahmen dieses übel auf; allein er hieß sie schweigen, und wandte sich mit diesen Worten zu ihm: Warum legst du mir diese Frage vor? Worauf jener versetzte: Weil man überall von dir erzählt, daß du weder ißt, noch schläfest; das doch sonst den Menschen eigen ist. Denn noch Niemand hat ohne Nahrung und Schlaf leben können. Hierauf ließ Simeon eine Leiter an die Seule setzen, und bath ihn, daß er herauf steigen

 sollte;

sollte; er zeigte ihm alsdenn seine Hände, hierauf ließ er ihn unter sein Kleid fühlen, seine Füße und auch das große Geschwüre sehen. Er gerieth darüber in das äußerste Erstaunen, besonders da er von ihm hörte, wie wenig Nahrung er zu sich nähme. An öffentlichen Festtagen stand er mit aufgehabnen Händen gen Himmel die ganze Nacht durch, ohne jemals zu schlafen, oder müde zu werden. Bey Erduldung so vieler Beschwerlichkeiten, bey Verrichtung so großer und wunderbarer Thaten, zeigte er doch eine außerordentliche Leutseligkeit und Demuth, als wenn er der niedrigste unter allen Menschen gewesen. Er war gesprächig und ließ einen jeden ohne Schwierigkeit vor sich, er antwortete jedem, der mit ihm redete, es mochte ein Handwerker, Bettler, oder Bauer seyn. Er hatte außer dem vom Himmel die Gabe zu lehren empfangen, und hielt täglich zweymal Ermahnungen an die Gegenwärtigen; worinn er ihnen auf eine rührende Art vorstellte, sie sollten den Himmel betrachten, und sich dahin schwingen, die Erde verlassen, vor den Drohungen der

Hölle

Hölle erzittern, das Irrdische vernichten, und nach dem, was droben ist, streben. Dieses war seine gewöhnliche Beschäfftigung nach neun Uhr. Er hörte alsdenn die Bitten eines jeden, machte Kranke gesund, und legte die entstandnen Zwistigkeiten bey. Wenn die Sonne untergehen sollte, fieng er an zu bethen, welches er die ganze Nacht durch bis um neun Uhr des folgenden Tages verrichtete. Bey allem dem aber setzte er nicht die Sorge für die Kirchen bey Seite, er bestritt den Unglauben der Heiden, demüthigte die Hartnäckigkeit der Juden, und widerlegte die Irrthümer der Ketzer; zuweilen schrieb er wegen dieser Angelegenheiten an den Kaiser; zuweilen munterte er die Statthalter und Obrigkeit zu einem heiligen Eifer auf; zuweilen empfahl er selbst den Lehrern der Gemeine eine größere Sorge vor ihre Heerde. Nachdem er viele Wunder gethan, nachdem er große Beschwerlichkeiten überstanden, nachdem er unter allen, die jemals gelebt, weder von der Hitze der Sonne, noch von der Kälte des Winters, noch von heftigen Stürmen, noch selbst von der Schwäche

der menschlichen Natur hat können überwältigt werden, zeigte er endlich, denen, welche es nicht glaubten, daß er ein Mensch war. Er blieb auch nach seinem Tode unbeweglich. Seine Seele eilte gen Himmel, und sein Körper stand aufrecht da, als ein unbesiegter Kämpfer. Auch nach dem Tode waren seine Reliquien und das große Denkmal seiner moralischen Siege, die Seule, wunderthätig.

50.

Wer verliert gern im Schlafe sein Leben?

Ein Reisender von Adel fuhr einst auf der Donau, und weil man ihm von einem Strudel gesagt hatte, zu dem das Schiff in einigen Stunden kommen würde; so gab er seinem Bedienten Befehl, er sollte ihn alsdenn aufwecken, wenn er ja eingeschlafen wäre. Als sie bey dem Strudel vorbey schifften, gieng der Bediente zu seinem Herrn, fand ihn ganz sanfte schlafen, und machte sich ein Gewis-

Gewissen daraus, ihn in der Ruhe zu stöhren. Endlich erwachte der Herr: sind wir bald beym Strudel, waren seine ersten Worte? Schon längst vorbey, antwortete der Diener. Der Herr gerieth darüber in einen heftigen Zorn, und sagte: Du nichtswürdiger! Kommst du so meinen Befehlen nach? Wenn ich im Schlafe mein Leben verloren hätte; so würde ich dich gleich auf der Stelle mit dem Degen durchboret haben.

51. Die mislungne Kunst zu hungern.

Ein Kahlmäuser gerieth auf den Einfall, seinem Pferde die Kunst wenig fressen zu lehren: er gab ihm gar kein Futter. Das Pferd hielt es einige Tage aus, endlich fiel es von vielen Fasten abgezehrt hin, und stand nicht mehr wieder auf. Das ist ein unglücklicher Tag für mich, rufte er aus; da das Pferd beynahe die Kunst gelernt, verliere ich es.

52.

Der Gesunde lauft vorm Arzte.

Ein Gaskonier sah von weitem einen Arzt kommen, er lief in eine enge Gasse und versteckte sich in das nächste Haus. Die Leute fragten ihn, vor wem er denn liefe? O, sagte er, dort kommt ein Arzt, vor dem ich mich nicht gerne will sehen lassen, ich schäme mich vor ihm, daß ich schon so lange nicht krank gewesen.

53.

Der Barbier hat nicht den rechten aufgeweckt.

Es reißten einsmalen ein Barbier, ein Gaskonier und ein Kahlkopf mit einander, sie kehrten in eine Herberge ein, wo ihnen der Wirth etwas verdächtig vorkam. Nach langen berathschlagen wurde der Entschluß gefaßt,

daß jeder vier Stunden wachen sollte. Die Reihe kam zuerst an den Barbier. Es war ihm nicht möglich die ganze Zeit durch unbeschäftigt zu seyn; er suchte also sein Scheermesser heraus und schor, blos zum Zeitvertreib, den schlafenden Gaskonier ganz kahl. Nachdem die Zeit seiner Wache verflossen, weckte er ihn auf. Dieser rieb sich gewaltig den Kopf mit den Händen, und da er ihn ganz kahl fand, schrie er: Der Barbier hat sich geirrt, er hat nicht den rechten aufgeweckt.

54.

Ein gebratner Pfau kann fliegen.

Der heilige Günther hatte sich durch seine strenge Tugenden eine ausgebreitete Achtung erworben, und sein Ruf war bis zu den Ohren des König Stephans in Ungarn gedrungen. Er wünschte ihn zu sehen, und schickte Abgeordnete an ihn. Diese aber

kamen mit einer unangenehmen Antwort zurück. Hierdurch wurde der König noch begieriger, und fertigte eine andere Bothschaft an ihn ab. Allein auch hier bath er um Vergebung, daß er dem Verlangen des Königs nicht nachkommen könnte. Endlich kam die dritte, mit der demüthigen Versicherung, der König würde sich es vor dießmal nicht abschlagen lassen. Der heilige Günther ließ sich dadurch bewegen, den dringenden Bitten dieses Fürsten, wiewohl ungerne, Folge zu leisten, nahm den Seegen seines Abts und der Klosterbrüder mit auf den Weg, und reisete in Begleitung der Abgeordneten nach Hofe. So bald der König, den heiligen Mann erblickte, eilte er ihm freudig entgegen, und empfieng ihn mit den größten Zeichen der Hochachtung. Er zog ihn zur Tafel, ließ einen gebratenen Pfauen auftragen, und bath, daß er davon speisen sollte. Der heilige Günther weigerte sich, und versicherte, daß er dergleichen Speisen nicht zu sich nehmen dürfte: allein der König drang in allem Ernst in ihn. Was sollte er thun?

Er

Er versprach dem Befehle des Königs nachzukommen, hofte aber doch zugleich, daß er sich aus dieser kritischen Sache mit allen Ehren heraus wickeln würde. Er stützte seinen Kopf auf die Armen, vergoß Thränen, und seine eifrigen Wünsche giengen dahin, sich mit dieser Speise nicht zu verunreinigen. Endlich richtete er seinen Kopf in die Höhe, und in dem Augenblick wurde der gebratene Pfau lebendig und flog aus der Schüssel fort. Der König und die übrigen Gäste erstaunten, und man nöthigte ihn nicht mehr, von dem gebratnen Pfauen zu essen.

55.

Einem spanischen Soldaten wächst unter der Zeit, da er den Sold nicht bekommen, ein neuer Zahn.

Ehe noch die Spanier Mexiko und Peru erobert hatten, wurde unter ihrer Armee zuweilen der Sold nicht allzu pünktlich ausgezahlet. Die Soldaten waren darüber unzufrieden, und einer von den Hauptleuten, Anton Spinola, gab sich alle Mühe, sie zu besänftigen. Endlich kam der Sold nach Verlauf eines ganzen Monats, bey welcher Gelegenheit zugleich eine Musterung angestellt wurde. Der dazu befehligte Kriegscommissar ritt die Reihen aufmerksam durch und erblickte einen Soldaten, der ihm etwas verdächtig vorkam. Er winkte den Hauptmann zu sich, und sagte: Dieser da, kommt mir so sehr bekannt vor, als wenn ich ihn sonst gesehen hätte, nur einer von den vorderſten

dersten Zähnen macht mich irre, der ihm vorher gewiß gefehlt hat. Spinola versetzte mit einer edlen Verachtung: Warum wundern Sie sich darüber? so lange der Sold nicht ausgezahlet worden, ist dem guten Kerl ein neuer Zahn gewachsen.

56.

Die Frau, welche auf dem Sterbebette den Kindern ihre Väter austheilet.

In Britannien lebte ein Mann, der mit zwölf Kindern, alles Mädchen, gesegnet war. Es fügte sich, daß die Frau krank wurde, und als sie empfand, daß sie nicht lange mehr zu leben hätte; so ließ sie ihren Mann rufen. Er kam, und sie sprach: Mein lieber Hauswirth, es ist gewöhnlich, daß man vor seinem Ende noch die Wahrheit saget. Bestelle einen Notar und Zeugen, ich will dir etwas Neues entdecken. Diese wurden in der Geschwindigkeit gleich geholt, und da alles bereit war, fieng

sie

sie an, und sprach: Lieber Mann, ich habe zwölf Kinder; aber es ist keines deine, außer das erste, darauf kannst du dich sicher verlassen: denn da du in den folgenden Jahren sehr wenig an mich gedacht, habe ich mir selbst helfen müssen. Das andere Kind, mit Namen Dorchen, ist des Edelmannes. Dieses hörte eines von ihren kleinen Püppchen, welches haußen beym Kamin saß und ganz ruhig Zucker aß. Gleich lief es in die Stube, kniete vor das Bette nieder, streckte die Armen aus, und sagte: Liebste Mutter, gebt mir doch auch einen Vater, aber so einen, der mir schöne Kleider machen läßt. Gedulde dich, meine Tochter, die Reihe kommt jetzt gleich an dich; dein Vater ist ein reicher Kaufmann, und heißt Robert. Robert schrieb der Notar; und das Mädchen sprang vor Freuden, daß ihr reicher Vater einen so schönen Namen hatte.

57.

Halb zu Pferde und halb zu Fuße.

Ein seltsamer Abenteurer hatte sich an seinem Herrn sehr vergangen; dieser ließ ihn rufen, und sagte zu ihm: Du hast eine große Strafe verdienet; allein ich will sie dir erlassen, und noch darzu ein ansehnliches Geschenke machen, wenn du diese drey Dinge thust. Du sollst halb geritten und halb gegangen den morgenden Tag zu mir kommen, und deinen ärgsten Feind und besten Freund zugleich mit bringen. Das war eine kützliche Sache. Der Abenteurer bedachte sich einige Augenblicke, endlich sagte er: wir wollen sehen. Der Tag war kaum angebrochen, als er aufstand, und seiner Frau mit einer geheimnißvollen Mine einen Sack brachte, in welchem der Kopf, die Füße und Gebeine von einem Thiere waren, das nach allen menschlichen Rechten zu tödten erlaubt ist. Liebe Frau, sagte er, ich bin

ver=

verloren, wenn Jemand wissen sollte, was in dem Sacke ist; dir allein kann ich es anvertrauen, weil ich hoffe, daß du schweigen wirst: Es steckt ein Ermordeter darinn. Gleich nahm er ein Grabeisen, und verscharrete ihn unter die Treppe, wobey seine Frau zusah. Hierauf machte er sich mit seinem Pferde, in Begleitung der Frau und seines Hundes auf den Weg, und da er zu dem Hofe des Herrn kam, trat er mit dem rechten Fuße in den Steigebügel, hielt sich zugleich an den Zaum des Pferdes an, und mit dem linken gieng er. Der Herr sah es, und sprach: Das hast du wohl gemacht. Wo ist das andere. Der Abenteurer gieng hierauf zu seiner Frau, schlug sie, und sprach: Wie siehst du meinen Herrn so schlimm an? Diese wurde dadurch in den heftigsten Zorn versetzt, und schrie vom Esel auf den Mann: Du Mörder, sollst du mich vor dem Herrn schlagen? Lieber Herr, er hat einen Menschen ermordet, und ihn unter die Treppe vergraben. Der Herr schickte gleich hin, die

Sache

Sache zu untersuchen, man fand einen Sack, welchen man vor seinen Augen ausschüttete, und er sah zu seinem größten Vergnügen keinen Menschen; sondern einen Kalbskopf. Hätte deine Frau was schlimmeres gewußt, sie würde es auch gesagt haben. Wo ist das dritte. Der Abenteurer nahm seinen Stock, schlug damit den Hund, daß er schrie; er lockte ihn aber wieder, er kam, wedelte mit dem Schwanze, und hatte die Schläge schon vergessen. Da der Herr diese drey Stücke nach Wunsch bewährt fand; so erfüllte er auch, was er ihm versprochen hatte.

58.

Der Barbier hilft dem Wucherer ins Grab.

In einem gewissen Lande war die löbliche Gewohnheit, daß man nur diejenigen Todten zur Erde bestattete, welche von andern wegen ihrer guten Eigenschaften beklagt, und gelobet wurden. Hier eben starb einer von

den

den vornehmsten Wucherern, dem Jedermann feind war, weil er so viele unglücklich gemacht hatte. Niemand konnte sich erinnern, daß er etwas Gutes an demselben bemerkt hätte. Endlich kam sein Barbier, der seinen Tod bedauerte, und mit vieler Bewegung ausrief: Niemals habe ich einen Bart gekannt, der so gut zu scheren gewesen, als dieses Mannes Bart. Gleich fuhr man mit dem Wucherer zum Hause hinaus.

ENDE.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Legende der Weisen und Thoren

Breslau ; Leipzig 1768

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.L.g.o.102
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11432938-0
VD18 10542493-004